

Sezession

Machbarkeit

68

Oktober 2015
11 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich) und Erik Lehnert.

13. Jahrgang, Heft 68,
Oktober 2015

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Versandkosten. Wer *Sezession* für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten als Kurzbeitrag 9000 und als Grundlagenbeitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 41

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Abwendung

von Götz Kubitschek

Der Schriftsteller Botho Strauß hat im *Spiegel* (41/2015) unter der Überschrift »Der letzte Deutsche« einen kurzen Text zur geistigen Situation unserer Zeit verfaßt. Das Magazin selbst hat versucht, die Bedeutung dieser Äußerungen dadurch zu vergrößern, daß es sie als eine Art Anschlußdenken an den berühmten »Anschwellenden Bocksgesang« von Strauß verkauft. Dieser Essay erschien 1993 im *Spiegel* und gilt als eine der wirkmächtigsten Einlassungen zur deutschen Lage nach der Wende. Strauß formulierte darin eine ästhetische Opposition zu einem aufgeklärten, den Massenwohlstand voraussetzenden Staatsbürger, »der ohne kulturelle und religiöse Fernerinnerung dahindämmere«. Der Essay wies als einen der Auswege aus der eigenen Verflachung durch »kommunikative Verflüssigung« aller Unterschiede und Hierarchien auf die »Abkehr« als Haltungs- und Denkform hin und gab zu bedenken, daß »die magischen Orte der Absonderung, daß ein versprengtes Häuflein von inspirierten Nichteinverstandenen für den Erhalt des allgemeinen Verständigungssystems unerläßlich ist.«

Es war diese Passage in dem für die Neue Rechte Deutschlands so wichtigen Text, die zehn Jahre später den Namen »Sezession« für unser Zeitschriftenprojekt stiftete. Daß es uns dabei weniger um den »Erhalt des allgemeinen Verständigungssystems« ging und mehr um die Urbarmachung metapolitischen Neulands, ist seit 68 Ausgaben unverkennbar. Diese Einpassung der eigenen Absonderung in den dadurch geschmierteren Ablauf der gesellschaftlichen Verflachung konnte weder der Anspruch von Strauß sein, noch war und ist es der unsere, und wir lasen derlei bei Strauß stets als Absicherungsschleife gegen ein Zuviel an elitärer Selbstzuschreibung.

Wo steht dieser Denker nun, wohin hat er mit seinem neuen Text und der Selbstbezeichnung eines »letzten Deutschen« seine Koordinaten verschoben? Man kann die Lage – deren Feststellung von Bedeutung ist – als Dilemma beschreiben: Zu leben haben wir alle mit einem denkbar kulturfernen, seiner kulturellen Identität entfremdeten, an den Äußerungsblüten seiner Kulturträger nurmehr mäßig interessierten Volk, und die Frage ist, ob man in der eigenen Absonderung dieses Volk aufgibt oder ob man ihm zugeneigt bleibt, auch heute, auch angesichts seiner rasant ablaufenden Verflachung, Reduzierung und Verrottung.

Strauß urteilt gründlich und hart: »Der Irrtum der Rechten: als gäbe es noch Deutsche und Deutsches außerhalb der oberflächlichsten sozialen Bestimmungen. Jenen Raum der Überlieferung von Herder bis Musil wollte noch niemand retten«. Beides stimmt nicht: Natürlich gibt es noch Deutsche und Deutsches, das weit in die Tiefe reicht und dort wurzelt. Und natürlich gibt es Leser, Autoren, Maler, Komponisten, Produzenten, Verleger, Dirigenten, Mäzene, die das ganze, wunderbare deutsche Erbe nicht nur verwalten und in Erinnerung behalten, sondern in seinem existentiellen Anspruch zu einer oft nicht nur randständigen Geltung bringen: Warum ist denn stets im November die Kreuzkirche in Dresden bis auf den letzten Platz gefüllt, wenn das Deutsche Requiem von Brahms gegeben wird, und zwar fast ausschließlich vor Deutschen, obwohl die Karten nicht teuer sind und für jedermann verfügbar? Kein Mensch applaudiert übrigens, wenn der Kreuzchor dann geendet hat, derlei gibt es noch in Deutschland. Und sogar in der Provinz, in einer kleinen, ausgelaugten, totalzerstörten und häßlich wiederaufgebauten Stadt wie Brandenburg, kann man an einem Sonntagnachmittag hunderte Deutsche in ein Konzert pilgern sehen, mit Werken von Wagner und Bruckner, und es war just dort, daß der Dirigent sich den Applaus ebenfalls verbat, weil diese immer zur Hälfte eitle Bekundung weder in die Kirche, noch zu den sakralen Kompositionen und eigentlich gar nicht zum Ausklingen und Nachhallen der Musik gehöre.

Botho Strauß wählt in seinem *Spiegel*-Text als »letzter Deutscher« den Weg dessen, der seinen »kulturellen Schmerz« pflegt und als einen besonderen Dienst an jenem (seiner selbst fremdgewordenen) Volk empfindet, das die kulturelle Blüte erst hervorbrachte. Es leidet da jemand stellvertretend, aber tut er es noch zugeneigt? Wenn nicht, dann pflegt er eine elitäre Form der Verachtung, und diese ist zweifellos eine Versuchung für jeden Intellektuellen. Aber die Zuneigung gehört auf diese Weise nur dem Gewesenen des Volkes, und die Frage ist, ob man sich auf diese Weise abwenden darf von dem überbordenden Häßlichen im Eigenen.

Ich meine: Man darf es nicht, nicht jetzt, nicht in dieser Zeit. ■



Ruhe und Aufbruch

von Nils Wegner

»Ohne beantwortete Fragen, aber ratlos auf einem höheren Niveau« – so umschrieb Martin Sellner knapp und augenzwinkernd die durchschnittliche Gemütslage nach der Lektüre Martin Heideggers. Der Philosophiestudent ist Wiener Obmann der Identitären Bewegung Österreichs, Denker und Aktivist zugleich. Er widmete seinen Vortrag zur 16. Sommerakademie des Instituts für Staatspolitik (28. bis 30. August) der Heideggerschen Technikkritik, mithin der »Krone seines Denkens«, und wie die ganze Arbeit der Identitären zielte auch dieses Referat darauf ab, den 110 Zuhörern ein Weiser auf dem Weg zu sich selbst zurück zu sein.

Wie bereits der IfS-Geschäftsführer Dr. Erik Lehnert in seiner Einleitung am Vortag das Leitthema »Machbarkeit« in seiner engen Rückbindung an die Durchführbarkeit klar vom progressivistischen Glauben an die Form- und Manipulierbarkeit der ganzen Welt getrennt hatte, umriß Sellner am Samstagvormittag in konziser Form die umfassende Ablehnung Heideggers gegenüber der Technik als Grundcharakteristikum der Moderne und ihres atomisierten Menschen als quantifizierbarer »Biomaschine«. Als wesentlicher Motor des »Werden-Wollens« liberalistischen Fortschrittsglaubens im Gegensatz zum urtümlichen »Sein-Wollen« stellten Technik und technische Betätigung für Heidegger eine »Machenschaft« dar, die den Menschen von sich selbst entzweie. Seine Formulierung von einer ahistorischen »Seinsvergessenheit der Technik« und des daraus folgenden »Verlusts der Bodenständigkeit« spitzte Sellner auf den Satz zu: »Seinsvergessenheit führt zu Volksvergessenheit!« In letzter Konsequenz stelle ein vollkommen in technisierte Monaden aufgelöstes deutsches Volk nichts weiter als beliebig austauschbare »Biomasse mit deutschem Etikett« dar.

Daß der im virtuellen Raum wohl präenteste Protagonist der Identitären Bewegung (IB) im Rahmen der Akademie auch öffentlich mit seinem profunden theoretischen Wissen in Erscheinung trat und sich einer angeregten anschließenden Diskussion stellte, spricht Bände über die erreichte Breitenwirkung des IfS. Das gilt für das von politischer Sozialisation, Alter und Geschlecht her stark gemischte, große Publikum ebenso wie für die Bandbreite der Referenten und ihrer Themen. Das zur Eröffnung der Fragerunde nach dem Vortrag entstandene Bild von jungem Aktivisten und promoviertem Philosophen auf einer Bühne symbolisiert die ertragreiche Synthese von theoretischer Grundlagenarbeit und politischer Aktion: Martin Sellner wie auch sein Landsmann, der wortgewaltige Polemiker Martin Lichtmesz (»Sind Religionen machbar?« – Sie sind es natürlich nicht!), sprachen neben profilierten Wissenschaftlern wie dem emeritierten Ordinarius für Öffentliches Recht Dr. Karl Albrecht Schachtschneider, der insbesondere durch seine Verfassungsbeschwerden gegen die Delegierung nationalstaatlicher Kompetenzen an die EU Bekanntheit erlangte, oder dem Literaturwissenschaftler und Betreuer des »Reinhold Schneider Literaturforums« Dr. Michael Rieger mit ihren jeweiligen Grundlagenbeiträgen über den »gesellschaftlichen Umbau Deutschlands und das Grundgesetz« und den »Geist der Utopie in der Literatur«.

Unmittelbar vor dem jungen IB-Vertreter hatte der PR-Fachmann Lutz Meyer angesichts der derzeitigen Angewiesenheit auch dissidenter Bewegungen auf technische Hilfsmittel die Möglichkeiten der Werbung zur Mobilisierung bislang Unerreichter analysiert. Harsche Kritik ernteten von einem markentechnischen Standpunkt unter dezidierter Berufung auf Hans Domizlaff und die neuere Werbepsychologie aus sowohl das Logo der Alternative für Deutschland (»im Vergleich etwa mit dem Front National lächerlich«) als auch jene der Identitären Bewegung (da das Lambda-Emblem aus dem Hollywoodfilm *300* entnommen wurde: »Was hat die Konsum- und Medienwelt mit europäischer Identität zu tun?«) und von PEGIDA (»schlecht gestaltete Wandzeitung«). Rechte Organisationen mit Wirkungsabsicht müßten sich kritisch über ihren eigenen Willen zum Massenappell befragen, auch wenn wichtige Vordenker wie Gustave Le Bon mit seiner *Psychologie der Massen* stets vor diesem gewarnt oder ihn aus elitärer Distanz heraus verachtet hätten. Ebenso stelle sich die Frage nach dem Charakter der Zielgruppe, die einerseits konservativ und traditional, gleichzeitig aber »expeditiv« und auf der Suche nach neuen Wegen sei. Als einen positiven Ansatz führte Meyer ein Musikvideo der französischen Mädelgruppe »Les Brigandes« vor: Eine erfolgreiche Synthese und Werbewirksamkeit könne nur durch die Abkehr vom rechten »Sektierismus« gelingen; weit wichtiger als das Bewahren einer reinen Lehre sei die Frage nach Kreativität: »Wie denkt man gegen den Strich?«

Bereits am Freitagabend hatte der liberale Islamkritiker Dr. Michael Ley mit seinen Thesen zur »Machbarkeit der Deislamisierung« für eine kontroverse Diskussion gesorgt. Noch allgemeiner Konsens waren Leys Postulate, eine »offene Gesellschaft« ohne Beschränkungen müsse an sich selbst zugrunde gehen und die politisch korrekte Trennung Islam/Islamismus sei eine unlogische, »dümmliche Unterscheidung«. Die konkreten Forderungen zur Deislamisierung der Bundesrepublik, die vor allem auf eine radikale Umerziehung hin zur Grundgesetztreue der hier lebenden Moslems hinausliefen, stießen in



Dr. Erik Lehnert (Leiter des Instituts für Staatspolitik) und Martin Sellner (Kopf der Identitären Bewegung Wiens) im Mittelpunkt der 16. Sommerakademie in Schnellroda.

der Folge allerdings auf teils geharnischte Kritik: Eine ganze Volksgruppe durch administrativen Zwang zur Aufgabe ihrer kulturellen Gepflogenheiten bewegen zu wollen, sei gegenüber einer großangelegten Rückführung der Menschen in ihre angestammten Kulturräume eine inhumane und mit freiheitlichen Weltbildern unvereinbare Maßnahme. Auch in dieser offenen Auseinandersetzung zeigte sich, daß längst sowohl der »Sturm und Drang« jugendlicher Unbedingtheit als auch die Abgeklärtheit erfahrener Wissenschaftler auf IfS-Veranstaltungen einen Ort freier Rede und des Austauschs auf Augenhöhe gefunden haben.

Der Abschlußvortrag Götz Kubitscheks am Sonntagmittag faßte dann alle gesammelten Eindrücke – auch die eines freitagabendlichen Gesprächs im ausgewählten, kleinen Kreise – zur klaren Handlungsanweisung zusammen: Eine politische Mobilisierung tue dringend not in Zeiten, in denen es für Kinder »keinen gefährlicheren Ort als den Mutterleib« gebe und düstere Szenarien wie das globale Ölfördermaximum *(peak oil)* den »typisch konservativen Topos« der Endzeit wiederbelebten. Gleichwohl müsse dabei stets reflektiert werden, ob die (Post-)Moderne mit ihren eigenen Mitteln zu bezwingen sei; daraus wiederum folge die Frage: »Wozu leisten wir Widerstand?« Die Arbeit des IfS und besonders der freie Austausch zwischen den vielen verschiedenen Charakteren auf seinen Akademien diene dabei vor allem einer »Freilegung der Widerstandskraft« auf dem Wege des »Suchen und Handeln, Lauschen und Tun«. Die Akademieteilnehmer, so viele wie noch nie, fuhren einmal mehr mit reichlich Stoff zum Nachdenken und Diskutieren in ihre Heimatstädte zurück – und diesmal zusätzlich mit einem Eindruck von der »Machbarkeit« des widerständigen Tuns. ■

Autorenporträt Karl Jaspers

von Erik Lehnert

»Ein Philosoph ist mehr als bloß Erkennender. Ihn charakterisiert das Material, das er erkennt, und dessen Herkunft. In seiner Persönlichkeit ist die Zeit, ihre Bewegung, ihre Problematik gegenwärtig; in ihr sind die Kräfte der Zeit von entschiedenstem Leben in ungewöhnlicher Helligkeit. Er ist repräsentativ, was die Zeit ist; er ist es in substantiellster Weise, während andere nur Teile, Abartungen, Entleerungen, Verzerrungen der zeitlichen Kräfte verwirklichen. Der Philosoph ist das Herz im Leben der Zeit, aber er ist es nicht nur, sondern vermag die Zeit auszusagen, ihr den Spiegel vorzuhalten und, indem er sie ausspricht, geistig zu bestimmen. Darum ist der Philosoph ein Mensch, der immer mit seiner Persönlichkeit haftet, sich ganz einsetzt, wenn er sich überhaupt irgendwo einsetzt.«

Diese Worte, die Karl Jaspers (1883–1969) am 17. Juli 1920 bei der Trauerfeier für Max Weber vor der Heidelberger Studentenschaft sprach, dienten der Charakterisierung Webers und waren gleichzeitig ein Anspruch, den Jaspers nicht zuletzt für sich selbst formulierte, als er vor der Entscheidung stand, die Philosophie zu seinem Beruf zu machen. Weber gilt zwar als eine der wichtigsten Gelehrtengestalten des 20. Jahrhunderts, doch würde heute kaum jemand mit diesem Pathos an ihn erinnern. Man spürt aus Jaspers' Worten, daß weniger das Werk Webers sein Urteil bestimmte, mehr hingegen das prägende Erlebnis der Persönlichkeit Webers.

Bei seinem Verhältnis zu Weber spielt der eigentliche Beruf Jaspers' eine wichtige Rolle. Obwohl später Philosophieprofessor, hat Jaspers nie Philosophie studiert, sondern nach zwei Semestern Jura ein Medizinstudium absolviert. Dabei spezialisierte er sich auf die Psychiatrie und promovierte 1909 in Heidelberg mit einer Arbeit über Hausmädchen, die fern der Heimat straffällig wurden: *Heimweh und Verbrechen*. In Heidelberg traf Jaspers auf Max Weber, der zwar 1903 seine Professur wegen eines Nervenleidens aufgegeben hatte, seitdem aber gemeinsam mit seiner Frau einen Salon veranstaltete, an dem auch Jaspers teilnahm. Kurzzeitig war Weber zudem bei Jaspers in Behandlung, der vor dem Ersten Weltkrieg in der psychiatrischen Klinik in Heidelberg arbeitete.

Der Einfluß Webers auf Jaspers ist bereits deutlich zu spüren, als dieser 1913 seine Habilitation vorlegte, die *Allgemeine Psychopathologie*. Damit gelang dem knapp Dreißigjährigen der große Wurf. Er bahnte der verstehenden Psychologie den Weg und brachte der Psychopathologie eine methodische Phänomenologie bei, die sich bewährte und bis heute gültig ist. Bereits seine Antrittsvorlesung als Privatdozent widmete Jaspers mit den *Grenzen der Psychologie* einem Thema, das auch sein philosophisches Werk bestimmen sollte: die Grenzen der Erkenntnis und damit dessen, was dem Menschen möglich ist. 1916 wird er außerordentlicher Professor für Psychologie in Heidelberg.

Ein Anstoß für Jaspers Psychologie ist dabei die »enthüllende Psychologie« Nietzsches gewesen, die ihn gleichzeitig wieder auf die philo-

»Die ergreifenden Berichte, wie im Kriege zuletzt in weichender Front hier und dort Deutsche standhielten, als Einzelne sich sahen, in ihrem Sichbehaupten und Sichopfern doch das bewirken, was kein Befehl vermochte, den vaterländischen Boden tatsächlich auch im letzten Augenblick noch vor Zerstörung zu bewahren und ein Bewußtsein von Unbesiegtheit in die deutsche Erinnerung zu senken, diese Berichte zeigen eine sonst kaum erreichte Wirklichkeit wie ein Symbol der gegenwärtigen Möglichkeit überhaupt.«

Die geistige Situation der Zeit, S. 181

sophischen Grundprobleme verwiesen habe. Ein weiterer Schritt hin zur Philosophie war die Lektüre des Werks von Sören Kierkegaard kurz vor dem Ersten Weltkrieg, der von der damaligen Philosophie weitestgehend ignoriert wurde. In den Jahren des Ersten Weltkriegs hält Jaspers Vorlesungen, die ihn auf dem Weg von der Psychologie zur Philosophie zeigen und aus denen sein Übergangswerk, die *Psychologie der Weltanschauungen* (1919), resultiert. Darin unternimmt Jaspers den Versuch zu verstehen, welche »letzten Positionen die Seele« einnimmt. Sein Buch will aber ausdrücklich nicht selbst Weltanschauung sein, sondern »an die freie Geistigkeit und Aktivität des Lebens durch Darbietung von Orientierungsmitteln« appellieren.



Auch wenn dieses Buch noch nicht ausdrücklich unter dem Begriff der »Existenzphilosophie« firmiert, finden sich darin bereits viele Elemente, die Jaspers in seinen späteren Schriften lediglich präzisiert und systematisiert. Seinen Erfolg verdankt es der bis heute gültigen Beschreibung der Situation des Menschen, die er von der Subjekt-Objekt-Spaltung bestimmt sieht (eine Denkfigur von Nietzsche). Der Mensch kann nicht mit den Dingen eins sein, ein Zurück in den unentfremdeten Urzustand ist nicht möglich. So hat der Mensch (Subjekt) die Möglichkeit, sich verschieden zur Welt (Objekt) zu verhalten (z.B. enthusiastisch oder selbstreflektierend), von der er sich ein Bild machen muß, um sich überhaupt zu ihr verhalten zu können. Die daraus resultierenden Weltbilder sind die »Gehäuse« Webers, in denen man sich gut einrichten kann und nicht in Gefahr gerät.

Jaspers geht es aber nicht um die Weltbilder, sondern um den »lebendigen Prozeß des Geistes«, aus dem die eigentlichen Weltanschauungen resultieren. Dieser Prozeß vollzieht sich in den berühmten Grenzsituationen: Leiden, Kampf, Tod, Zufall und Schuld. Diese Situationen sind unwandelbar und stellen insofern eine Grenze dar, als sie der Mensch nicht verändern oder vermeiden kann. Das Wissen um meinen unausweichlichen Tod erfordert beispielsweise die Tapferkeit, sich den Tod nicht durch sinnliche Jenseitsvorstellungen zu verharmlosen. Doch wieso leben und arbeiten, wenn wir doch sterben müssen? Weil nur der sich seiner Sterblichkeit bewußt sein kann, der lebt und damit als Mensch in irgendeiner Weise auch arbeitet.

Hinter dieser Lehre von den Grenzsituationen steht die Erfahrung der antinomischen Struktur der Wirklichkeit, wie sie bereits in der griechischen Tragödie zum Ausdruck kommt: kein Handeln ohne Schuld, keine Erfüllung ohne Leid, kein Leben ohne Tod, kein Frieden ohne Kampf, kein Sinn ohne Zufall. Es ist unmöglich, sich Grenzsituationen objektiv so zu vergegenwärtigen, als ob sie einen selbst nicht beträfen. Man kann ihnen nur ausweichen, wenn man sich von der eigentlich menschlichen Fähigkeit, sich ergreifen zu lassen, verabschiedet hat.

»Verwirklichung im Scheitern kann so wirklich sein wie Erfolg. Was vor der Transzendenz den Vorrang hat, kann niemand wissen.«

Die geistige Situation der Zeit, S. 91

Damit war ein neuer Ton in der Philosophie angeschlagen, und folgerichtig kam es über die *Psychologie der Weltanschauungen* zur Begeg-

»Es ist die weltgeschichtliche politische Grundfrage unserer Zeit, ob die Menschenmassen demokratisiert werden können, ob die Durchschnittsnatur des Menschen überhaupt fähig ist, eine Mitverantwortung als Staatsbürger durch Mitwissen und Mitentscheiden der Grundlinien faktisch in ihr Leben aufzunehmen.«

Die geistige Situation der Zeit, S. 92

nung und Freundschaft mit Martin Heidegger. Gemeinsam bildete man eine »Kampfgemeinschaft« gegen die Universitätsphilosophie, die der Jugend nichts mehr sagte, weil sie sich der Erkenntnistheorie verschrieben und dabei den Menschen aus den Augen verloren habe. Jaspers war seit 1922 Ordinarius in Heidelberg, Heidegger bekam 1928 Husserls Lehrstuhl in Freiburg. Allerdings war die Freundschaft schon früh von Mißtönen begleitet. Heidegger schrieb eine lange, ambivalente Rezension zur *Psychologie der Weltanschauungen,* Jaspers fühlte sich mißverstanden. Sein größter Widersacher in Heidelberg, Heinrich Rickert, stand Heidegger, der 1915 bei ihm habilitiert hatte, nahe, und es wirft ein bezeichnendes Licht auf Heidegger, daß er an Rickert schreibt, daß Jaspers' Buch »auf das Schärfste bekämpft werden« müsse. Umgekehrt hat Jaspers *Sein und Zeit* nie richtig gelesen.

Durch sein Buch *Sein und Zeit* (1927) war Heidegger der neue Stern der Existenzphilosophie, auch, weil Jaspers sich mit einem neuen, größeren Werk lange Zeit ließ. Im Oktober 1931 erschien dann zunächst *Die geistige Situation der Zeit,* das als Nr. 1000 der bekannten Sammlung Göschen rasch fünf Auflagen erlebte. Wenige Wochen später ließ Jaspers seine dreibändige *Philosophie* folgen, die den philosophischen Hintergrund zu dem populären Bändchen bietet. Existenzphilosophie wird von Jaspers als das »alle Sachkunde nutzende, aber überschreitende Denken, durch das der Mensch er selbst werden möchte« definiert. Daß es für den Menschen notwendig und gleichzeitig schwierig ist, sich selbst zu gewinnen, liegt daran, daß er das »Zwischenwesen« ist, dem die Natürlichkeit nicht als Maßstab dienen kann und das sich daher im »Unbedingten« seiner selbst vergewissern muß. Gleichzeitig ist der Mensch der »Knotenpunkt allen Daseins«, ohne den das Dasein gleichsam sinnlos wäre.

Um dieses Problem der menschlichen Existenz herum entfaltet Jaspers seine Philosophie der Weltorientierung, Existenzerhellung und Metaphysik als Nachvollzug der klassischen Themen der Philosophie: Welt, Mensch, Gott. Wie eingangs mit der Charakterisierung des Philosophen angedeutet, ist die Welt die Herausforderung und Grenze für den Menschen. Wenn aus der Weltorientierung kein Bewußtsein für die Grenzen dieser Erkenntnis mitschwingt, wird der Rest, das Begreifen des Menschen als Existenz, die sich in der Transzendenz, bei Gott, aufgehoben und gerechtfertigt weiß, unmöglich und damit unverständlich. Wer also der Meinung ist, die Welt sei durchgehend erkennbar, wird nicht in die Lage kommen, einer Grenzsituation gegenüberzustehen. Die Welt wäre dann ausrechen- und damit veränderbar, Grenzsituationen würden unmöglich.

Jaspers' Auffassung von Politik leitet sich von dieser Einsicht her. Gerade im Bereich des Politischen kommt das Unbedingte der Existenz zu Geltung, so daß dem Planbaren und Machbaren der Mensch immer wieder als nicht berechenbares Hindernis in den Weg tritt. In der *Geistigen Situation der Zeit* geht es ihm daher um die »Grenzen der Daseinsordnung«, die von der Herrschaft des Apparats und der Masse geprägt sei und die Refugien des Privaten zerstöre. Demgegenüber stehe die Sehnsucht nach einer beständigen Daseinsordnung, die jedoch unmöglich sei. Hier diskutiert er kurz die Alternativen des Bolschewismus und Faschismus, die eben diese Möglichkeit behaupten. Obwohl Jaspers den Reiz dieser Alternativen deutlich sieht, hat er den Nationalsozialismus nicht weiter beachtet, wie er nach dem Krieg zugab, und war von dessen Erfolg überrascht. Durch den zunächst fortgeführten Austausch mit Heidegger konnte er die Auswirkungen, die sich vor allem in dem Gefühl äußerten, daß jetzt eben doch, wenn nicht alles, so doch wenigstens einiges machbar sei, miterleben.

»Wenn schließlich niemand mehr auf lange Fristen politisch handeln kann, sondern auch der Mächtigste seine Gewalt nur durch einen jeweiligen Majoritätswillen hat, mit dem er verschwindet, so handelt er im Hinblick auf den Widerhall und die Herbeiführung ihm günstiger zukünftiger Wahlentscheidungen, nicht seinem Gott verantwortlich, sondern der ungreifbaren Masse.«

Die geistige Situation der Zeit, S. 94

Für Jaspers stellte sich die Frage des Mitmachens nicht nur aus philosophischen Gründen nicht. Er war durch eine angeborene, unheilbare Krankheit der Atemwege stark behindert und bedauerte im Dezember 1931, »daß ich nicht in die Welt kann, nicht in lebendiger Gegenwart die Menschen am Kopfe fassen und mich fassen lassen darf«. Dennoch versuchte er die »nationalistische Jugend«, bei der er »soviel guten Willen und echten Schwung in verworrenem und verkehrtem Geschwätz« fand, durch die Schilderung der Persönlichkeit Max Webers noch 1932 auf den Anspruch hinzuweisen, »der darin liegt, ein Deutscher zu sein«. Was ein Mitmachen nach 1933 von vornherein ausschloß, war die Tatsache, daß Jaspers mit einer Jüdin verheiratet war und ihr die Treue hielt.

Seine Philosophie selbst wurde von den meisten Nationalsozialisten als nicht anschlußfähig betrachtet. Jedoch haben vor allem kommunistische Emigranten ihm damals und auch später die Nichtfestgelegtheit seiner Philosophie zum Vorwurf gemacht und darin einen irrationalen Zug gesehen, der dem NS indirekt Vorschub geleistet habe. Auch wenn diese Interpretation völlig an Jaspers' Intention vorbeigeht, hat dieser in den dreißiger Jahren versucht, seine Philosophie gegen solche Interpretationen abzusichern und die Vernunft als Referenzpunkt für die Lebensführung eingeführt, ohne die Existenz nicht möglich sei. Im »Umgreifenden«, einem weiteren Begriff dieser Jahre, haben Vernunft und Existenz ihren gemeinsamen Ursprung, hängen also voneinander ab. Jaspers Philosophie wird dadurch schwerfälliger, und es klingt bereits hier der etwas pastorale Ton des späten Jaspers an, der sich nicht mit der Existenzerhellung zufrieden gibt, sondern belehren möchte.

»Das technische Tun im Sinne des Machenkönnens hat seine Grenze gegenüber den Wirklichkeiten von Leben, Seele und Geist.«

Philosophie, Band 1: *Weltorientierung,* S. 118

1937 erfolgte zwangsweise die Versetzung in den Ruhestand, nicht aus politischen, sondern aus rassischen Gründen, weil er sich nicht von seiner jüdischen Ehefrau trennte. Bis Ende der dreißiger Jahre konnte er noch publizieren und legte 1936 eine Auseinandersetzung mit Nietzsche und ein Jahr später eine mit Descartes vor. Die verbleibende Zeit bis zum Kriegsende – Urlaub, wie Jaspers es rückblickend nannte – nutzte er zum einen, um seine Philosophie des Umgreifenden auszuarbeiten und zum anderen, um die wichtigsten Philosophen zu interpretieren, darunter Platon und Kant. Beide Bücher konnten erst nach dem Krieg erscheinen.

Doch es ist weniger die Kontinuität als der Bruch im Denken, den man bei Jaspers wahrnimmt, wenn man seine Veröffentlichungen vor und nach 1945 miteinander vergleicht. Bereits 1946, Jaspers war wieder Professor in Heidelberg, trat er mit seiner Schrift *Die Schuldfrage* an die Öffentlichkeit. Auch wenn diese wesentlich moderater als der gegenwärtige Schuldkult ist, so bleibt doch bestehen, daß Jaspers die Deutschen pauschal für den Nationalsozialismus in Haftung nimmt und dadurch, wenngleich er der Wahrheit dienen möchte, die Wirklichkeit verzerrt widergibt. Ein weiteres Indiz für diesen Bruch ist Jaspers Wechsel auf eine Professur nach Basel während des Zweiten Weltkriegs, was ihm von nicht wenigen als Fahnenflucht ausgelegt wurde. Da er Deutschland in den Jahren der größten Not verließ, wurde dies wie eine Verurteilung Deutschlands durch Jaspers empfunden. Für Carl Schmitt war Jaspers daher nur ein moralinsaurer Bußprediger und ein »geisteswissenschaftliches pin up des befreiten Deutschlands«. Daß es ganz so einfach nicht ist, zeigt die »alt-liberale, heute seltene Lektion« die Jaspers Mohler erteilte, indem er ihm, wie Mohler schreibt, den »Doktortitel rettete«, obwohl er in Mohler sofort den fremden Geist erkannte.

Daß es bei Jaspers einen Bruch gibt, wurde in den folgenden Jahren immer offensichtlicher, auch wenn er seine alten Bücher alle unverändert wieder auflegen ließ. Insofern bekannte er sich zu deren Inhalt, ging aber einen Weg, der noch vor 1933 undenkbar für ihn gewesen wäre. Was dabei besonders heraussticht, ist das Engagement als »politischer Schriftsteller«, der zunehmend ungehaltener mit der deutschen Vergangenheit und Gegenwart ins Gericht ging. Diese Blickverengung ist vermutlich nur biographisch zu erklären. Jaspers und seine Frau hatten in den letzten Jahren der NS-Zeit unter permanenter Angst vor Deportation gelebt. Sein Vertrauen in die Haltbarkeit der Daseinsordnung war daher noch geringer geworden. Offenbar gab er sich an 1933 eine Mitschuld und sah sich jetzt als Philosoph in der Pflicht, sich politisch einzumischen. Hinzu kommen die menschliche Enttäuschung über Heidegger und die Freundschaft zu Hannah Arendt, die ihn in dieser Hinsicht offenbar motivierte.

Wie wenig seine politische Schriftstellerei ausrichten konnte, mußte Jaspers spätestens klar werden, als seine 1960 erschienene Schrift *Wohin treibt die Bundesrepublik* (eine Warnung vor der drohenden Parteienoligarchie) von links als antidemokratische Tendenzschrift interpretiert wurde. Daß Jaspers vorgeworfen wurde, sich aus dem Arsenal der Schmitt-Schule zu bedienen, kann als Ironie der Geschichte gelten. Daß er als politischer Publizist keinen praktischen Erfolg hatte, dürfte ihn, wenn er seiner Überzeugung von der »Notwendigkeit des Scheiterns« treu geblieben ist, nicht überrascht haben. Denn was er 1932 über Max Weber geschrieben hatte, galt für ihn genauso: »Sein Scheitern war wesentlich, da er das menschlich Wahre, aber faktisch unmöglich wollte.« ■

Bibliographie:

Psychologie der Weltanschauungen, Berlin 1919 (1994);

Die geistige Situation der Zeit, Berlin 1931 (1999);

Philosophie, 3 Bde, Berlin 1932 (1994);

Max Weber. Deutsches Wesen im politischen Denken, im Forschen und Philosophieren, Oldenburg 1932;

Nietzsche. Einführung in das Verständnis seines Philosophierens, Berlin 1936 (1981);

Existenzphilosophie. Drei Vorlesungen, Berlin 1938 (1974);

Zur Schuldfrage. Ein Beitrag zur deutschen Frage, Heidelberg 1946 (2012);

Von der Wahrheit, München 1947 (1991);

Die großen Philosophen, München 1957 (2012).

Literaturhinweise:

Hans Saner (Hrsg.): *Karl Jaspers in der Diskussion,* München 1973;

Klaus Piper/Hans Saner: *Erinnerungen an Karl Jaspers,* München 1974;

Erik Lehnert: *Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers,* Würzburg 2006;

Kurt Salamun: *Karl Jaspers,* Würzburg ^{2}2006.

Machbarkeit und Machenschaft – eine empathische Lektüre

von Martin Sellner

Heideggers Technikkritik, die an Ausmaß und Tiefe alles Vergleichbare in den Schatten stellt, ist kein Randgebiet seines Denkens. Sie ist sozusagen dessen »Krone«, die sich erst im Zuge seines Spätwerks zeigt. Die Technik wird nach der sogenannten »Kehre« sein Hauptthema. Dem Vortrag »Die Frage nach der Technik« aus dem Jahre 1953, der vielen bekannt sein wird, gingen jedoch viele Jahre der Überlegung voraus. Bereits in den Marburger Vorlesungen zur griechischen Philosophie, in der Nietzsche-Kritik der dreißiger Jahre, finden sich Vorzeichen. Als Wegmarke des Übergangs kann die Rede vom 9. Juni 1938: »Die Begründung des neuzeitlichen Weltbildes durch die Metaphysik« gelten.

Genau dieser Titel beschreibt programmatisch die Stoßrichtung der Kritik. Heidegger predigt keinen Rousseauismus, er ist auch nicht der Meinung, daß der Mensch im Maschinenzeitalter die »Herrschaft« über die als Werkzeug verstandene Technik verloren habe. Er fragt nach dem geistigen Möglichkeitsraum und dem »Wesen der Technik«, das nach ihm selbst »ganz und gar nichts Technisches« ist.« Er grenzt seine Betrachtung daher gegen eine alltägliche »instrumentale und anthropologische Bestimmung« der Technik ab, nach der die Technik immer »ein Mittel für Zwecke«, oder »ein Tun des Menschen« sei. Die Technik ist nach ihm kein neutrales Werkzeug, das in den Gesichtskreis des Menschen eintritt und irgendwann seiner Verfügung entwächst. Sie ist Ausdruck eines größeren Prozesses, der das gesamte menschliche Selbst- und Weltbild betrifft und sich epochenartig in Kultur und Geistesgeschichte, Politik, Wissenschaft und Forschung niederschlägt. »Neuzeitliche Wissenschaft, neuzeitliche Technik, Subjektivierung der Ästhetik, Kulturbetrieb und Entmythisierung«, sind Marksteine des technischen Weltbildes. Der gemeinsame Grund für alle ist die »Vergegenständlichung der Gesamtheit des Seienden« durch das »neuzeitliche Erkenntnis-Subjekt«.

Das cartesianische Subjekt wird zur einzigen Auslegungsschablone für das, was Heidegger mit »Dasein« beschreibt. Alles, was dieses Dasein bedingt und bindet, seine ethnokulturelle Herkunft, seine Körperlichkeit, aber auch seine Transzendenz, die Frage nach dem Sinn und dem Sakralen, wird vom cartesianischen Standpunkt aus radikal in Zweifel gezogen und nebensächlich. Ja, es erscheint als Fessel, als Gefängnis für die »Emanzipation« des Einzelnen. Individualismus und Egalitarismus sind die politischen Konsequenzen des neuzeitlichen Subjektivismus. Das moderne moralische Credo gegen Staatsgrenzen, Geschlechtsgrenzen, Grenzen des Sakralen und des Geschmacks baut auf diesem Menschen- und Weltbild auf. Von Genderwahn bis »no border« – alles atmet den Geist der Machbarkeit der »Befreiung« des Subjekts von seinen »Bindungen«. Die »künstliche Welt«, welche die Moderne technisch und juristisch erschafft, ist dadurch gekennzeichnet, daß in ihr das »Unverfügbare«, für das schon in Heideggers Kunstwerkaufsatz die »Erde« steht, fügsam gemacht werden soll. Es ist die »Entmachtung der physis«. Die Natur wird ein »Bestand«,

eine »einzige riesige Tankstelle«, wie Heidegger sagt. Diese Entmachtung des Unverfügbaren richtet sich im Grunde gegen die Zeit und die Geschichtlichkeit. Nicht nur die Bindungen des Daseins an die Welt und die *physis,* sondern auch die Grenze seines Wissenshorizonts und seine Geschichtlichkeit werden nicht mehr akzeptiert. Die Endgültigkeit und Totalität, mit der das neuzeitliche Denken sich über und an das Ende aller bisherigen Interpretationen von Mensch und Welt stellt, ist nach Heidegger die »Seinsvergessenheit«. Eine universalistische, konvergente Fortschrittsgeschichte der Menschheit will alles in sich einverleiben. Sie verstellt jede andere mögliche Wahrnehmung von Mensch und Welt, und am Ende sogar diese Möglichkeit selbst. Diese Endgültigkeit und das Vergessen der Vergessenheit ist für Heidegger die »höchste Gefahr«. Am Ende dieses Vernichtungsfeldzuges steht die Zeit- und Ortlosigkeit, das »Ende der Geschichte«. Es ist das Zugleich von totaler Betriebsamkeit, rasender Tätigkeit und Reizüberflutung mit völliger Entschleunigung und innerer Leere.

Im globalen Takt der Warengesellschaft gleichen sich mit jedem Schlag jede Sekunde, jeder Ort und jeder Mensch immer mehr an, während gleichzeitig das »bunte« Gewucher der subkulturellen Masken immer wildere Blüten treibt. Die totale Homogenisierung des Raumes und der Zeit wirken auf den Menschen wie eine weiße Gummizelle, in der langsam die Illusion von Unendlichkeit und Losgelöstheit entsteht. Das Einzige, das alle immer noch unverfügbar an die Erde bindet – der Tod –, wird konsequent ausgeblendet. Was stattfindet, ist eigentlich eine »Verweigerung von Welt«, eine »Verzauberung«, eine »Behexung« im Gewand höchster Aufklärung, die sich als profane Auslegungsmaske, als Individualismus, Egalitarismus, Universalismus und Progressismus zwischen uns und die Phänomene, die Dinge und Mitmenschen schiebt.

»Das Riesenhafte der Verlangsamung der Geschichte (des Ausbleibens wesentlicher Entscheidungen bis zur Geschichtslosigkeit) im Schein der Schnelligkeit und Lenkbarkeit der ›historischen‹ Entwicklung und ihrer Vorwegnahmen.«

Martin Heidegger: *Beiträge zur Philosophie,* GA 65, S. 441

Das Zusammenwirken zwischen der modernen Waren- und Konsumgesellschaft, der Säkularisierung, der Vermassung, dem modernen Staatswesen, der modernen Wissenschaft und Technik und dem modernen Menschenbild bringt Heidegger mit dem Begriff der »Machenschaft« auf den Punkt. Sie ist jene Auslegung alles Seienden, in der es nur in seiner Machbarkeit zum Vorschein kommt. Machenschaft ist die Herangehensweise und die Herausforderung der Welt im Sinne der technischen Umsetzung. Heidegger verfolgt sie bis zu ihren griechischen Ursprüngen zurück. Die Erfahrung des Seins als dynamisches Anwesen, das nie voll erfaßbar ist, verschiebt sich zu einer Fixierung auf die Anwesenheit, auf das Festgestellte und den Effekt. Wirklich wird, was wirklich wirkt. Das Denken wird zum Rechnen. Die Wahrheit verschiebt sich von der ursprünglichen Offenbarkeit der Welt zur totalen Forderung nach Gewißheit, die empirisch sichergestellt werden muß.

Die Machenschaft offenbart sich letztlich als eine verzweifelte Gegenbewegung zur wachsenden Unbehaustheit des Menschen in seiner Welt. Eine schleichende Unsicherheit und ein Sinnverlust, die nach Heidegger bereits lange vor der eigentlichen Moderne ansetzten, treiben ihn in die Suche nach totaler Gewißheit und Sicherheit. Die totale Erkenntnis, der Empirismus und Positivismus, die vollkommene Prognose, die Ideologie von Big Data und Weltfrieden sind Zeugen einer epochalen Fluchtbewegung des Menschen vor der entscheidenden Frage seines Daseins: der Frage »Wozu?«.

Die unbeantwortete Sinnfrage (und Seinsfrage) äußert sich als Nihilismus (der »Grundbewegung der Geschichte des Abendlandes«). Es folgt eine Flucht in die Erforschung und Sicherung des Raums. Ohne ein »Wozu« wird das »Wie« immer unerträglicher. Die Schmerzempfindlichkeit, die Sehnsucht nach Lebensabsicherung, nach sofortiger Bedürfnisbefriedigung, nach dem »Sabbat aller Sabbate« (Nietzsche) steigen. Der letzte Mensch sehnt sich nach der Beseitigung aller Konfliktquellen, das heißt: aller Verschiedenheiten. Die Erde muß von der Nahrungsmittelproduktion bis zur Rentenversorgung ein einziges zentrales, vernetztes, tickendes Triebwerk werden, in dem das größte Glück der größten Zahl sicher und nachhaltig produziert wird. Es gibt keine Freiheit und keine Pflicht mehr, keine Wahrheit und kein Geheimnis. Die Machbarkeit strebt in ein bis ins Letzte verwaltetes System, in dem Arbeit und Kulturindustrie wie Zahnräder ineinander greifen, in dem künstliche Identitäten und eine gigantische »Zerstreuungsindustrie« die »Deterritorialisierung und Reterritorialisierung« des Kapitals (Deleuze) ermöglichen. Das ist nicht

»Der erste Schritt zu solcher Wachsamkeit ist der Schritt zurück aus dem nur vorstellenden, d.h. erklärenden in das andenkende Denken.«

Martin Heidegger: *Das Ding,* GA 79, S. 20

1984, das ist *Brave New World*. Es gibt keine offene Diktatur und keinen geheimen Herrscher. Es ist der von allen verinnerlichte Rahmen des neuzeitlichen Menschen-, Welt und Wahrheitsbildes, der die hirtenlose Herde in der Koppel hält. Das ist mehr als eine kurzfristige Verirrung, die sich auf Daten wie 1789, 1933 oder 1968 festlegen ließe. Die geheimnisvolle Folgerichtigkeit und orchestrierte Einstimmigkeit, mit der sich diese Ent-



Misha Gordin, »Silent Arrow«

wicklung im Westen durchsetzte und sich in der Folge globalisierte, verweist auf tiefere Triebfedern – die gar keine »Verschwörung« benötigen und ihre hochrangigen Nutznießer und Akteure beliebig wechseln können. Auch die größten Friktionen der westlichen Fortschrittsideologie mit der Realität sind verwaltbar. Multikulti muß nicht scheitern. Auch ethnokulturelle Identität und Tribalismus können »eingemeindet« werden. Ein gemäßigter, neokonservativer Weg in diese totale Verwaltung ist denkbar. Ebenso eine Bewältigung des Energie- und Überbevölkerungsproblems, eine sozialtechnische Einhegung der vielen Identitätskrisen, eine hedonistische Sedierung der allgemeinen Sinnkrise. Alle Krisen können gemeistert, jeder Kollaps kann theoretisch verschleppt und umschifft werden. Heidegger sagt in seiner Rede über »Gelassenheit«: »Denn gerade wenn die Wasserstoffbomben nicht explodieren und das Leben des Menschen auf der Erde erhalten bleibt, zieht mit dem Atomzeitalter eine unheimliche Veränderung der Welt herauf.«

»Nietzsche prophezeit einen Zeitblitz von einer Dichte, in der tausend Jahre nicht nur wie ein Tag sondern als Bruchteil einer Sekunde vergehn. So wird das ›Ewige‹ vom Zeitlosen verzehrt.«

Ernst Jünger, SW 19, S. 614

Gibt es gegen diese Gefahr eine Möglichkeit der Tat? Die Machenschaft ist selbst keine Machenschaft, keine Tat des Menschen. Das zu glauben wäre selbst »machenschaftlich« gedacht. Heideggers provokante These besagt: Dies ist nicht nur unsere Interpretation, vielmehr zeigten sich uns die Natur, die Dinge und die Mitmenschen heute von ihrem Aspekt der Machbarkeit her! In ihr zeigt sich eine mögliche Offenbarung des Seins, eine mögliche Zukunft und Lebenswelt des Menschen. Die Gewißheit, daß »das System«, die neuzeitlich-subjektivistisch geprägte Politik, daß die Wirtschaft und die Moral an »natürlichen Grenzen« zusammenbrechen müßten, gibt es für Heidegger nicht. Die verwaltete »Weltennacht« könnte, auch wenn ihr ideengeschichtlicher Wert eine Sekunde beträgt, jahrtausendelang hinausgezögert werden. Ja, sie ist potentiell endlos. Am Ende stünde die Überwindung der letzten Grenze, des Todes, also die Abschaffung des Menschen, stünde der »Transhumanismus«.

All das ist möglich. Für denkende und fühlende Menschen sind es freilich Horrorvisionen, und sie werden Heidegger darin zustimmen, daß

es die größte Katastrophe wäre, wenn eine »erlösende Krise« ausbliebe. Doch was brächte eine »materielle Krise«, wenn in ihr das neuzeitliche Denken, wenn Individualismus, Egalitarismus, Progressismus und Universalismus bestehen blieben? Es wäre nichts als ein »Strudel im Aquarium«. Nachher senkt sich der aufgewirbelte Dreck wieder langsam auf denselben Grund.

Die Krise der Moderne hat längst stattgefunden: Es waren die ideologischen Schlachthöfe des 20. Jahrhunderts. Was war ihr Effekt? Unser unwürdiges Vegetieren im nihilistischen Kompromiß der Postmoderne, das »Als-ob«-Denken, mit dem die universalistischen Ideologieleichen wiederbelebt werden, zeigt eines klar: Erst eine geistige Auseinandersetzung mit dem neuzeitlichen Weltbild und seinen Symptomen kann die Krise zu einer echten Wende steigern. Die größte materielle Not kann die Notlosigkeit des Denkens, nach Heidegger die »eigentliche Not«, unberührt lassen. Hier taucht ein weiterer Begriff aus Heideggers Technikkritik auf: das Gestell. Im Gestell stellt der Mensch die Welt hinsichtlich ihrer Verwertung und Berechenbarkeit als Reservoir und Bestand. Gleichzeitig stellt ihn die technische Welt und zwingt ihn, sich einzufügen, selbst berechenbar und verwertbar zu werden. Das Gestell stellt den Menschen ständig vor Entscheidungen und fordert ihn heraus. Wir können den fortschreitenden globalistischen Wahnsinn, von Asyl- bis Genderwahn, als seine zersetzenden Zumutungen betrachten. Sofern wir uns »als der vom Gestell Herausgeforderte« erfahren und nach dem Gestell, der Seinsvergessenheit, nach Sinn und Wahrheit fragen, bergen diese Zumutungen allerdings auch ein Chance in sich.

Betrachten wir die Sache, Deutschlands und Europas, einmal aus einem anderen Blickwinkel. Wohin wäre es mit uns weitergegangen, hätten etwa der Weltkrieg einen anderen Verlauf genommen? War nicht all das, was heute geschieht, längst angelegt, hat es nicht bereits Nietzsche vorhergesehen? Waren der »unheimlichste Gast« – der Nihilismus – und das neuzeitliche Weltbild nicht schon bis ins Mark verinnerlicht? Waren nicht auch NS und Faschismus keine Wenden, sondern eine »politische Erscheinungsform« des »Nihilismus«, hinaufgeschraubter Subjektivismus und Teil der Machenschaft? Waren sie nicht ein Strudel im »neuzeitlichen Aquarium«?

Die Ideengeschichte kennt ein grausames Prinzip, das dem darwinistischen nicht nachsteht. Ein Mensch, oder eine Kultur, die in ihrem Dasein keinen Sinn sieht und keine geschichtliche Aufgabe kennt, gibt sich unweigerlich auf. Die 68er-Revolte gegen die innerlich hohle Wirtschaftswunderwelt, die Auflösung brüchiger Traditionen im Gestell, das Einfluten Fremder ins Vakuum Europas, das indifferente Diffundieren seiner »Völker-Biomassen« – das alles sind möglicherweise »materielle« Hinweise auf die Seinsvergessenheit, den Verlust von Sinn und Wahrheit. Sie fordern eine Auseinandersetzung gegen die »geistige Überfremdung«.

Der Entzug von Sinn und Wahrheit im neuzeitlichen Weltbild, dem wie auf einen geheimen Wink weltweit der Tod der Götter, Völker und Kulturen folgte, kann nach Heidegger auch als »Wegbergen« und »Verwahren« gesehen werden. »Der Sinn der technischen Welt verbirgt sich«. Das Sein schützt sich vor dem Zugriff durch die Machenschaft. Wahrheit, Werte und Religion verwahren sich vor dem technisch-funktionalistischen Zugriff durch ihren Entzug. Im Wesen der Technik und der Machenschaft glänzt das Sein in der Abwesenheit.

Das Gestell und sein verwaltetes Chaos fordern uns immer intensiver zur »geistigen Revolte« heraus. Aus Heideggers Werk kann ein rechtes Lager die Lehre ziehen, daß diese Revolte aus dem Kreis der »Machenschaft« austreten muß. Sie muß rückgebunden sein. Das heißt für mich: sie muß den technisch-herrischen Zugriff auf Welt, Wahrheit und Mensch aufgeben und sich für ein Ereignis öffnen. Die geschichtliche Aufgabe unseres Volkes, deren Fehlen das Pfand des materiellen Niedergangs ist, kann uns nur als »Gabe« gegeben werden. Die Losung ist jetzt die Wachsamkeit im Kampf gegen das Gestell. Der geforderte »Einsprung in die konkrete geschichtliche Lage« meint keine Donquichotterie gegen Einzelaspekte der Moderne, sondern eine »Gelassenheit« gegenüber unvermeidlichen taktischen Zugeständnissen. Die »Offenheit für das Geheimnis«, zu der uns Heidegger rät, bedeutet, in der Auseinandersetzung auf das Wesen der Technik und die darin verborgene Sinn- und Seinsfrage zu hören. ■

Literaturhinweise:

Martin Heidegger: *Vorträge und Aufsätze,* GA 7, Frankfurt a.M. 2000;

Martin Heidegger: *Beiträge zur Philosophie,* GA 65, Frankfurt a.M. 1989;

Martin Heidegger: *Holzwege,* GA 5, Frankfurt a.M. 1977;

Martin Heidegger: *Reden und andere Zeugnisse eines Lebensweges,* GA 16, Frankfurt a.M. 2000;

Martin Heidegger: *Bremer und Freiburger Vorträge,* GA 79, Frankfurt a.M. 1994;

Martin Heidegger: *Nietzsche II,* GA 6.2, Frankfurt a.M. 1997;

Martin Heidegger: *Einleitung in die Philosophie,* GA 27, Frankfurt a.M. 1996;

Peter Kemper (Hrsg.): *Martin Heidegger – Faszination und Erschrecken,* Frankfurt a.M./New York 1990;

Silvio Vietta: *Heideggers Kritik am Nationalsozialismus und an der Technik,* Tübingen 1989.

Peak Oil, Globalisierung und die Grenzen der Machbarkeit

von Jan Moldenhauer

Auch im frühen 21. Jahrhundert hat Erdöl seine Bedeutung als Weltleitenergie nicht eingebüßt. Noch immer werden Ölkriege (siehe Irakkrieg 2003) geführt, um den Zugang zum schwarzen Gold zu gewährleisten. Ölverfügbarkeit ist indes nicht nur ein wichtiger Faktor für Krieg, sondern – seit dem Ersten Weltkrieg – auch im Krieg, welcher auch der mächtigsten Streitmacht die Grenzen militärischer Machbarkeit aufzeigen kann. Im Zweiten Weltkrieg erweiterte der Zugang zu billigem Öl den militärischen Machbarkeitsspielraum der Alliierten, die damals 86 Prozent der weltweiten Erdölvorkommen kontrollierten, wohingegen das Dritte Reich mit fortschreitendem Kriegsverlauf unter stetig zunehmendem Treibstoffmangel litt und zuletzt auf teure Kohleverflüssigung angewiesen war. Jene dramatische Treibstoffknappheit erwies sich als Achillesferse, schränkte sie doch den militärischen Machbarkeitsspielraum der deutschen Generalität signifikant ein. Dieser Nachteil konnte im Ergebnis auch nicht durch ein »in Form gebrachtes« Volk aufgewogen werden. Was können zu allem entschlossene Soldaten ausrichten, wenn das schwere Kriegsgerät liegenbleibt und die Nachschublinien aufgrund von akutem Treibstoffmangel zusammenbrechen? Der Zugang zu billigem Öl als strategische Ressource wurde somit zum (mit-)entscheidenden Faktor für den Kriegsausgang.

»Im Verlauf der letzten 100 Jahre vervierfachte sich die Weltbevölkerung, verzwanzigfachte sich die Weltwirtschaftsleistung und vervierzigfachte sich der Primärenergieverbrauch. Ein Blick auf die entsprechenden Funktionsgraphen belehrt jeden neutralen Betrachter darüber, daß da keine ›Entwicklung‹, sondern eine Explosion stattgefunden hat – und daher bei nachlassendem Expansionsdruck mit herunterkommenden Trümmerteilen zu rechnen ist. Der Scheitelpunkt ist erreicht.«

Der Zugang zu kostengünstigem Öl ist jedoch nicht nur ein essentieller Faktor der Kriegsführung. Erdöl ist auch der Schmierstoff der Weltwirtschaft. In diesem Zusammenhang werden nachfolgend zunächst die Auswirkungen einer an die Grenzen technischer und quantitativer Machbarkeit stoßenden globalen konventionellen Ölförderung (Peak Oil) beschrieben. Anschließend werden daraus resultierende Grenzen der Machbarkeit im Hinblick auf die ökonomische Globalisierung skizziert. Abschließend wird der damit einhergehende sich erweiternde konservative Machbarkeitsspielraum hinsichtlich der Verteidigung des Eigenen hergeleitet.

Der Begriff »Peak Oil« ist definiert als der Zeitraum, in dem das globale konventionelle Ölfördermaximum erreicht wird. Die weltweite tägliche Ölförderung kann fortan nicht mehr erhöht werden, stagniert also, und beginnt schließlich zu sinken. Seit 1980 übersteigt die Vernutzung schon entdeckter Ölreserven die mittels Probebohrungen neu entdeckten Reserven. Die konventionelle Ölproduktion stagniert nunmehr seit dem Jahre 2008. Laut dem World Energy Outlook der Internationalen Energieagentur wird jegliche Nettozunahme der globalen Ölproduktion bis zum Jahre 2035 ausschließlich auf unkonventioneller Ölproduktion basieren. Wissenschaftliche Studien resümieren, daß der Scheitelpunkt konventioneller globaler Ölförderung erreicht ist.

Die Ölfelder, die besonders kostengünstig zu förderndes konventionelles Öl enthalten, wurden mittlerweile größtenteils ausgebeutet. Die Mehrzahl jener großen Ölfelder, die seit Jahrzehnten das Rückgrat der

globalen Ölproduktion bilden, ist seit 40 bis 60 Jahren in Betrieb. Ihre zeitnahe Erschöpfung und der daraus resultierende Rückgang der jeweiligen Fördermenge sind absehbar. Die weitere Ausbeutung dieser großen Ölreservoirs mittels Sekundär- (Wasserinjektion) und Tertiärförderung (Fracking) sowie die Neuerschließung kleinerer und weniger rentabler Ölfelder zur Befriedigung steigender Nachfrage gehen mit steigenden Förderkosten und sinkenden Nettoenergiegewinnungsraten (Energy Return on Energy Invested) einher.

Energiegeschichtlich gesehen ist es der Menschheit bislang stets gelungen, beim Übergang von einem alten in ein neues Energiezeitalter Energiequellen mit jeweils höherer Energiedichte nutzbar zu machen. Die Hauptenergiequelle Holz bzw. Biomasse wurde durch Kohle, die Hauptenergiequelle Kohle schließlich durch Erdgas und insbesondere Erdöl teilsubstituiert. Stets führte also eine Energiezeitenwende zur Substitution einer im Sinne von Energiedichte und Nutzbarkeit niedrigerwertigen durch eine höherwertige Energiequelle und dadurch zu weiterem technischem Fortschritt und fortgesetzter ökonomischer Prosperität. Bei den aktuell verfügbaren Substituten im Bereich der Mobilitätsgewährleistung (unkonventionelles Öl, Erdgas, Biomasse- und Kohleverflüssigung, Elektro- und Wasserstoffmobilität) handelt es sich indes nicht um höherwertige Alternativen, sondern um Energiequellen mit geringerer Energiedichte, deutlich höheren Produktionskosten und nicht ausgereiften Technologien. Aufgrund dessen hat bis dato im Transportsektor keine Energiewende stattgefunden. Noch immer basiert die weltweite Transportwirtschaft zu 95 Prozent auf Öl.

Was folgt aus der oben beschriebenen Entwicklung? Die Antwort: steigende Transportkosten. Darüber können auch die gegenwärtigen moderaten Ölpreise aufgrund des temporären Überangebots an den Ölmärkten nicht hinwegtäuschen, das auf folgende Ursachen zurückzuführen ist:

- eine künstlich durch Absenkung von Umweltstandards, Vergabe zinsloser Kredite und den Anreiz hoher Ölpreise aufgeblähte US-Fracking-Industrie;
- ein Preiskampf Saudi-Arabiens gegen eben jene Fracking-Industrie, die mittlerweile vor einer Pleitewelle steht und rückläufige Produktionsmengen aufweist;
- eine schwächelnde Weltwirtschaft;
- ein starker Dollar.

Der geschulte Beobachter erkennt in der Ölpreiszeitreihe vergangener Jahre einen klassischen »Boomandbust«-Zyklus, in dessen weiterem Verlauf die Ölpreise in absehbarer Zeit erneut deutlich anziehen werden.

Wir halten fest: Die konventionelle Ölförderung ist an technologische und quantitative Grenzen der Machbarkeit gestoßen. Gleich- oder sogar höherwertige und kostengünstigere Substitute für die Transportindustrie sind derzeit nicht verfügbar.

Die Handelsglobalisierung ist natürlich kein Naturereignis, sondern politisch gewollt. Ohne Freihandelsabkommen und niedrige Transportkosten sowie Transportkostensubventionen in Höhe von weltweit 200 Milliarden Dollar per annum wäre das globale Handelsvolumen signifikant niedriger und die zunehmende Aufsplittung der Produktions- bzw. Wertschöpfungskette und deren Dislozierung rund um den Globus (vertikale Spezialisierung) in dieser Form schlechterdings unmöglich.

Die Tatsache, daß aus dem Peak Oil resultierende steigende Transportkosten die Handelsglobalisierung in Frage stellen, läßt sich am Beispiel der Periode steigender Ölpreise zwischen 1998 (zwölf Dollar) und 2008 (147 Dollar) unschwer belegen: Zwischen 2003 und Anfang 2007 stiegen die Ölpreise aufgrund des sich anbahnenden Peak Oil von 30 auf 100 Dollar an und wurden durch den Transportkostenkanal (Peak Oil → steigende Ölpreise → steigende Treibstoffpreise → steigende Transportkosten) wirksam. Dadurch erhöhte sich die tägliche Treibstoffrechnung eines Frachtschiffs durchschnittlicher Größe von 9500 auf 32.000 Dollar. Insgesamt stiegen die Treibstoffkosten für Handelsschiffe zwischen 2002 und Mitte 2008 um 500 Prozent an.

Besagte Ölpreissteigerungen gingen in einigen Industrien mit signifikanten Regionalisierungseffekten einher. Beispiel Stahlindustrie: Wäh-

»Der Kapitalismus war vor seiner Petroleumflutung eine sparsamkeitsgetriebene Veranstaltung: Investitionen mußten aus Ersparnissen finanziert werden, die ihrerseits nur durch Konsumverzicht gebildet werden konnten (sei es aus eigenem Konsumverzicht oder aus dem anderer Leute, die dann als Kreditgeber fungieren konnten). Das war der ›asketische‹ Kapitalismus Max Webers – eine in vieler Hinsicht neue Formation, aber immer noch tief verbunden mit den Knappheitserfahrungen der 12000jährigen Menschheitsgeschichte.«

rend der ersten drei Quartale 2008 – also vor der einsetzenden Finanzkrise im vierten Quartal – sanken die US-Stahlimporte aus Italien im Vergleich zum Vorjahr um 29,7 Prozent und aus China um 20,8 Prozent, wohingegen die US-Stahlimporte aus dem benachbarten Kanada (+21,3 Prozent) und Mexiko (+6,8 Prozent) signifikant stiegen. Im selben Zeitraum stieg die US-Stahlproduktion um vier Prozent. Ökonometrische Zeitreihenanalysen zeigen, daß zwischen der Regionalisierung der Stahlindustrie und dem steigenden Ölpreis ein kausaler Zusammenhang besteht. Zahlreiche weitere Studien belegen ebenfalls einen Deglobalisierungseffekt während der 2000er Jahre aufgrund steigender Ölpreise.

»Für die 60 Jahre des voll strömenden Öls (ab 1950) war die Kernfrage der Wirtschaft und des Lebens nicht mehr ›Woher die Energie nehmen?‹, sondern deren glatte Umkehrung: ›Wohin mit der Energie?‹ Der Mensch wurde von einer (produktiven) Energiequelle zu einer (konsumtiven) Energiesenke – ein Vorgang, der anthropologisch und seelenkundlich noch gar nicht richtig gewürdigt wurde, obwohl sich seine Folgen seit drei Jahrzehnten in den psychosomatischen Praxen und Kliniken deutlich bemerkbar machen.«

Der Ölpreisschock zeitigte zudem einen Substitutionseffekt zuungunsten des transportkostenintensiven Lufttransports und zugunsten des vergleichsweise kostengünstigen, aber langsameren Seetransports. Die hohen Ölpreise führten also auch zu einer Entschleunigung des globalen Handels. Die Handelsglobalisierung stieß demnach an die Grenzen der Machbarkeit.

Ökonomische Globalisierung, das bedeutet nicht nur Handelsglobalisierung, also die Ausweitung weltweiter Handelsströme, sondern auch zunehmende globale Menschen- und Finanzströme. Während niedrige Transportkosten die willkürliche Verschiebung des Produktionsfaktors Mensch rund um den Globus begünstigen, haben hohe Transportkosten einen gegenteiligen Effekt. Außerdem argumentiert der Ökonom Thomas Fricke, der Peak Oil habe die Finanzkrise im Jahre 2008 (mit-)ausgelöst. Die mögliche Kausalkette: steigende Ölpreise → drastisch steigende US-Inflation → kräftige Leitzinserhöhung durch die FED → Pleitewelle verschuldeter Hausbesitzer infolge steigender variabler Zinssätze → platzende Immobilienblase in den USA → Pleite Lehman Brothers → Rettungspakete europäischer Staaten → steigende europäische Staatsverschuldung → Griechenlandpleite → Eurokrise.

Eine 2010 erstellte Studie der Bundeswehr greift die oben beschriebenen Zusammenhänge auf und bewertet den Peak Oil als systemisches Risiko für die Globalisierung, und von dorther ist nun eine abschließende konservative Perspektive sinnvoll:

Billige Energie ist die Voraussetzung für Innovation und Fortschritt. Kostengünstig erschließbare fossile Energieressourcen (Erdgas, Kohle, Öl) wurden in vergangenen Jahrzehnten gemäß ökonomischer Gesetze im Regelfall zuerst ausgebeutet. Aufgrund dessen ist eine Tendenz hin zu im Zeitverlauf steigenden Energiekosten bei ausbleibenden oder bei Förderkosten erhöhenden technologischen Quantensprüngen vorgegeben. Erneuerbare Energien werden fossile Energieträger – das gilt insbesondere für den Transportsektor – in absehbarer Zeit nicht ersetzen können.

Der Peak Oil könnte sich in diesem Zusammenhang als Fortschrittsbremse im Sinne einer Deglobalisierung erweisen, die die liberale Fortschritts-, Konsum- und Wachstumsideologie in Frage stellt. Gelangt hier der liberale Machbarkeitswahn, also die Wahnvorstellung von der Grenzenlosigkeit des Machbaren, an seine Grenzen?

Gemäß dieser These führen billiges Öl und die damit einhergehende ökonomische Globalisierung (Ideologie des totalen globalen Marktes) zu Maßlosigkeit (Konsum- und Wachstumsideologie), Beschleunigung, Entgrenzung, Entortung, Individualisierung und Verlust der Gemeinschaft (Ideologie des Individualismus) und Identitätsverlust bzw. dem Verlust des Eigenen.

Im Umkehrschluß begünstigt teures Öl und die sich daraus ergebende ökonomische Deglobalisierung folgende Entwicklungen: Zwang zum Maßhalten, Entschleunigung, Begrenzung, Verortung und Wiederentdeckung des Ortes, Wiederkehr der Gemeinschaften und die Möglichkeit der Identitätsbewahrung bzw. der Verteidigung des Eigenen.

Billige Energie (ver-)führt zu liberalem Machbarkeitswahn und resultiert in der Einengung des konservativen Machbarkeitsspielraums. Sich signifikant verteuernde Energie wirkt wider den liberalen Machbarkeitswahn, der sich in den liberalen Subideologien manifestiert (Ideologie des totalen globalen Marktes und des Individualismus, Fortschritts-, Konsum- und Wachstumsideologie), und führt zur Erweiterung des konservativen Machbarkeitsspielraums hinsichtlich der Verteidigung des Eigenen. In diesem Kontext entfaltet der Peak Oil eine – wenn auch indirekte – identitätsstiftende Wirkung. ■

Literaturhinweise:

Aleklett, K. et al.: *The Peak of the Oil Age – Analyzing the world oil production Reference Scenario in World Energy Outlook 2008. Energy Policy* Vol. 38 (2010), S. 1398–1414;

Ganser, D.: *Europa im Erdölrausch. Die Folgen einer gefährlichen Abhängigkeit,* Zürich [3]2013;

Gründinger, W.: *Die Energiefalle. Rückblick auf das Erdölzeitalter,* München 2006;

Moldenhauer, J.: *The Impact of Peak Oil on Globalisation – An Example of Steel Exports to the United States. Dissertation,* Liverpool 2013;

Yergin, D.: *Der Preis. Die Jagd nach Öl, Geld und Macht,* Frankfurt a.M.: Fischer 1991;

Zentrum für Transformation der Bundeswehr – Dezernat Zukunftsanalyse: *Peak Oil. Sicherheitspolitische Implikationen knapper Ressourcen,* Strausberg 2010.

Autoren dieses Heftes

Ellen Kositza, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Gender ohne Ende, 3., erweiterte Auflage, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession.*

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).
Deutsche Orte, Band 4 des *Staatspolitischen Handbuchs,* als Herausgeber, Schnellroda 2014

Dr. Michael Ley, 1955, studierte Sozialwissenschaften und lebt als Publizist und Dozent in Wien.
Der Selbstmord des Abendlandes. Die Islamisierung Europas, Osnabrück 2015

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.
Kann nur ein Gott uns retten? Glauben, Hoffen, Standhalten, Schnellroda 2014

André F. Lichtschlag, 1968, ausgebildeter Verlagskaufmann, Studium der politischen Wissenschaft, Volkswirtschaftslehre und Soziologie. Gründer und Herausgeber von *eigentümlich frei.*
Feindbild Muslim. Schauplätze verfehlter Einwanderungs- und Sozialpolitik, Waltrop/Leipzig 2010

Dr. Frank Lisson, 1970, ist freier Autor und schreibt Sachbücher, Romane, Features und Hörspiele mit dem Schwerpunkt Kulturphilosophie.
Homo Creator. Das Wesen der Technik, Schnellroda 2014

Lutz Meyer, 1962, studierte in Münster Philosophie. Arbeitet als Konzeptverantwortlicher und Texter in der Werbung.

Dr. Jan Moldenhauer, 1980, studierte Wirtschaftswissenschaften in Köln, London und Liverpool, ist Mitglied der Oil Depletion Impact Group und freier Publizist.
The Impact of Peak Oil on Trade Globalisation, London 2016

Ludwig Paul, 1972, arbeitet freischaffend als Autor, Übersetzer und Hauslehrer.

Dr. Michael Rieger, 1972, ist Literaturwissenschaftler und freier Publizist; er lehrt an der Universität Hamburg.
»Man reist ja nicht, um anzukommen …« – Schriftsteller auf Reisen, Darmstadt 2011

Prof. Dr. Karl Albrecht Schachtschneider, 1940, ist Staatsrechtslehrer und hatte bis 2006 den Lehrstuhl für öffentliches Recht an der Universität Erlangen-Nürnberg inne. Er war (Mit-) Initiator mehrerer Verfassungsbeschwerden gegen unterschiedliche Stufen der Europäischen Integration und die damit verbundene Aufgabe nationaler Souveränitätsrechte. Schachtschneider ist Vizepräsident des Studienzentrums Weikersheim.
Die Souveränität Deutschlands. Souverän ist, wer frei ist, Rottenburg 2012

Martin Sellner, 1989, studiert in Wien Philosophie (BA) und Rechtswissenschaften. Politisch aktiv als Leiter der Identitären Bewegung Wien.

Nils Wegner, 1987, studierte Geschichts- und Kulturwissenschaften in Gießen und Hamburg. Er arbeitet für den Verlag Antaios sowie das Institut für Staatspolitik.
Die deutsche Geschichte geht weiter … Die Brüder Marcel und Robert Hepp und ihr politischer Weg in den 1950er und 1960er Jahren, Berlin 2015

Sind Religionen machbar?

von Martin Lichtmesz

Die Vernunft allein genügt nicht, schon deshalb nicht, weil sie frei nach Schiller wie ihr Bruder, der Verstand, »stets bei wenigen nur gewesen« ist. Gewiß, die Massen, die im semi-burlesken ersten Akt der im September 2015 eskalierten Einwandererinvasion Deutschlands die hereinströmenden Fluten mit kindlich verzierten Transparenten empfingen und ihnen zujubelten wie Spitzensportlern, wissen in der Regel nur wenig und können kaum begreifen, was sich vor ihren Augen abspielt, und in dieses Gebräu aus Emotionen, Kollektivkomplexen, Illusionen und mimetischen Kurzschlüssen wird kaum ein Strahl der nüchternen Aufklärung dringen können. Noch dazu haben wir es hier mit Millionen von Gehirnen zu tun, die zwar zu schlagzeilenartigen Generalisierungen neigen, andererseits aber unfähig sind, das große Ganze in all seinen Konsequenzen zu sehen; Gehirne, die den Ernstfall nicht mehr denken können, die von einer Art pathologischem Pseudo-Altruismus befallen sind und in denen sich ein merkwürdiger, triebhafter und sehr weiblicher Wille zur Unterwerfung unter den Stärkeren bemerkbar macht.

»Religion nennt man im allgemeinen Sinne die erlebte Beziehung zwischen dem Menschen und der übermenschlichen Macht, an die er glaubt und von der er sich abhängig fühlt. Diese Beziehung kommt zum Ausdruck in besonderen Gefühlen (Vertrauen und Furcht), Vorstellungen (Sagen, Mythen, Dogmen) und Handlungen (Ritus, Kultus, Erfüllung religiöser Vorschriften).«

Hans-Joachim Schoeps: *Religionen. Wesen und Geschichte*

Wie man die Massenpsychose auch beschreiben mag, die Deutschland im Sommer 2015 befallen hat, man wird nicht umhinkommen, in ihr gewisse religiöse Erregungen zu erblicken, subkutane Theologien des Deutschseins und Teleologien seiner Geschichte, Dramen aus Schuld, Sünde, Erbsünde und Entsühnung, im Angesicht eines nimmersatten Gottes, der niemals vergibt, Sinnstiftungen einer Gesellschaft, die es trotz der Anhäufung an »letzten Menschen« eben doch nicht geschafft hat, für den materiellen Wohlstand, das Grundgesetz und den freien Markt allein zu leben. Wir anderen, die wir uns schon lange zuvor durch Kälteschocks immun gegen Epidemien dieser Art gemacht haben, könnten hundert Jahre nach Stefan George erneut über den Zusammenbruch des Baus ohne »maass und grenze« sagen: »Zu spät für stillstand und arznei!« Und wir wissen schon seit langem, daß es tieferreichender Kräfte als der Ratio bedarf, um diesen seltsamen, oft gut maskierten, bunt bemalten, mit dem Glamour des Fortschritts verklärten Todeswunsch der westlichen Zivilisation an der Wurzel zu packen.

Mit dem Wiedererwachen des Dschihads im 20. Jahrhundert und der Ausbreitung des Islams in Europa stellt sich dem Kontinent außerdem ein Feind als Gestalt der eigenen Frage entgegen. Wo ist in Europa ein Glaube, der es mit dem Selbstbewußtsein und Selbstbehauptungswillen des Islams aufnehmen kann? Die Ratlosigkeit ist um so größer, da wir kaum mehr begreifen können, wie ein offenbar unsinniger Glaube an von Gott erwählte Propheten und heilige, unfehlbare, gleichsam vom Himmel gefallene Bücher ganze Völker bewegen und stärken kann. »The best lack all conviction, while the worst / Are full of passionate intensity« beklagte William Butler Yeats schon 1920 in seinem apokalyptischen Gedicht »The Second Coming«. Als sich Dominique Venner am 21. Mai 2013 in der Kathedrale von Notre Dame de Paris erschoß, war er von dem Bewußtsein

erfüllt, daß nur noch Fanale, Mythen und Opfer das schlafende Europa erwecken könnten. Der einstige militante politische Aktivist hatte längst den Glauben an bloße politische Lösungen verloren: Ohne eine wahrhafte, innere Revolution der Seelen seien sie nur tönend Erz oder eine klingende Schelle. So kehrte er den berühmten Slogan von Charles Maurras »Politique d'abord!«, »Politik zuerst!« um, und setzte an seine Stelle »Mystique d'abord!«, »Mystik zuerst«, ohne Zweifel Péguys Diktum im Hinterkopf, daß alles mit einer Mystik beginne und mit einer Politik ende, das heißt: zu einer Politik verkomme. Für Venner sollte diese Mystik die Form einer »identitären Religion« annehmen, also einer Art gesamteuropäisch erweiterter Stammesreligion, die gleichsam das Unsere zum Heiligtum erklärt.

Allerdings dachte er dabei vor allem an eine stoische Philosophie nach antikem Muster, angereichert mit mythisch-allegorischen Referenzen, wobei er versuchte, gleichsam mit einer großen Schere 2000 Jahre Christentum aus dem geistigen und spirituellen »Genpool« Europas zu entfernen oder wenigstens stark zu beschneiden: »Ebenso wie andere sich als Söhne von Shiva, von Mohammed, von Abraham oder von Buddha wiedererkennen, ist es nicht verkehrt, sich als Söhne und Töchter von Homer, von Odysseus und von Penelope zu wissen.«

An dieser Stelle sind wir auch schon mitten im Dilemma: Wer ähnlich wie Venner denkt, hat zuerst die sozialen, moralischen, politischen, der Gemeinschaft einen Sinn und ein Ziel gebenden Wohltaten der Religion vor Augen, mit anderen Worten ihren Nutzen; aber sein Brevier *Ein Samurai aus Europa* ist für einsame Glaubensritter zwischen Tod und Teufel wie auf dem Stich Dürers geschrieben, und nur sehr wenige werden heute die homerischen Epen als »Bibel« adaptieren können, wie Venner es vorschlug. Letztlich trachtete er danach, die Mystik zum Treibstoff der Politik zu machen – ein Unterfangen, dem man mit Péguy entgegenhalten könnte: »Daß eine Religion für das Volk notwendig ist – das ist in einem gewissen Sinne die tiefste Beleidigung, die man jemals unserem Glauben zugefügt hat.«

»Vielleicht ist es aber zu spät, um einen neuen Ausdruck zu suchen, und das Wort ›Religion‹ kann doch noch mit Nutzen angewandt werden, wenn wir uns vor Augen halten, daß es nicht unbedingt einen Glauben an Gott, Götter oder Geister voraussetzt, sondern sich auf das Erlebnis des Heiligen bezieht und daher den Ideen von Sein, Sinn und Wahrheit verwandt ist.«

Mircea Eliade: *Die Sehnsucht nach dem Ursprung*

Ist dieses Dilemma unausweichlich? Ich bin der Ansicht, daß jedes tiefere Nachdenken über diese Dinge bei der Erkenntnis Heideggers landen muß: »Die Philosophie wird keine unmittelbare Veränderung des jetzigen Weltzustandes bewirken können. Dies gilt nicht nur von der Philosophie, sondern von allem bloß menschlichen Sinnen und Trachten. Nur noch ein Gott kann uns retten.« Wobei viele, die an diesen Punkt geraten sind, sich erheblich überwinden müssen, um den zweiten Teil des Heideggerschen Diktums zu akzeptieren: »Uns bleibt die einzige Möglichkeit, im Denken und im Dichten eine Bereitschaft vorzubereiten für die Erscheinung des Gottes oder für die Abwesenheit des Gottes im Untergang; daß wir im Angesicht des abwesenden Gottes untergehen.« Ein solcher Satz scheint jegliche Möglichkeit des Handelns zu lähmen, scheint zur Passivität und Resignation zu verdammen. Wenn man einen Gott braucht, warum kann man ihn dann nicht herbeizwingen, etwa durch ein Opfer wie jenes Venners? Wenn man einer Mystik bedarf, warum kann man sie nicht selbst schaffen? Und wenn man eine Religion braucht: kann man sich nicht eine erfinden und auf den Leib schneidern?

»Wie weit sind die Religionen gestiftet? Jedenfalls sind sie wesentlich als die Schöpfungen einzelner Menschen oder einzelner Momente, d.h. eben der Fixierungsmomente, ruckweise, strahlenweise entstanden. Ein Teil der Menschen hält mit, weil der Stifter oder das Ereignis gerade den Punkt des metaphysischen Bedürfnisses getroffen hat, der in den lebendigsten Menschen empfunden wird; die große Masse hält mit, weil sie nicht widerstehen kann, und weil alles Bestimmte ein Königsrecht hat gegenüber dem Dumpfen, Unsicheren und Anarchischen.«

Jacob Burckhardt: *Weltgeschichtliche Betrachtungen*

An dieser Stelle sei ein Internetkommentar zitiert, wie man ihn oft auf rechtsintellektuellen Blogs lesen kann, gefunden auf heartiste.wordpress.com. Er sei etwas ausführlicher zitiert, weil er typisch für alle ist, die irgendwann zu der naheliegenden Schlußfolgerung kommen, daß eine neue »Mystik« wichtiger als eine neue Politik sei: »Wir brauchen mehr als eine neue politische Partei; wir brauchen ein neues religiöses Erwachen, um uns von der falschen Doktrin der Aufklärungsorthodoxie zu befreien. Aber wir brauchen keine Rückkehr in die Vergangenheit – wir brauchen etwas Neues und Besseres, in unserer eigenen Sprache. Wir brauchen ein neues Konzept eines stammesbasierten Glaubens, der die Weisheit der alten Weltanschauung in die Wirklichkeit von heute überführt. (…) Das Christentum war insofern ein Geniestreich, als es eine höhere universale Moral zuließ, während es gleichzeitig jene Werte vertrat, die Familien und Gemeinschaften stark machten. Aber es wurde hoffnungslos von einer imperialen Fassung dieser Religion und einem radikalen Egalitarismus korrumpiert, der von den frühen Christen weder intendiert noch vorausgesehen wurde, die sich als kleine Gemeinschaften von gleichgesinnten Familien im Widerstand gegen ein verkommenes und böses Imperium sahen.

Auch heute brauchen wir einen Glauben, um uns aus diesem schrecklichen Dreck zu ziehen, den wir selbst verschuldet haben.«

Da denkt man unweigerlich an den Baron Münchhausen, der sich am eigenen Schopf aus dem Sumpfe zog. Robert Spaemann zitierte zu dieser Problematik der Machbarkeit des Glaubens eine Anekdote über Talleyrand. Als jemand in der Zeit der Französischen Revolution den Vorschlag machte, eine neue Religion zu erfinden, sagte dieser: »Es gab einmal einen bekannten Religionsstifter, der nach dreijähriger Lehrtätigkeit am Kreuz hingerichtet wurde und am dritten Tag wieder auferstand. Sie sollten irgend so etwas zu tun versuchen.« Wie religiöse »Paradigmen« – ein Schlagwort, das etwa Hans Küng gerne benutzt – entstehen, zeige nach Spaemann vielmehr der Satz Jesu: »Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt« (Joh. 15,16). Die Aufklärer freilich waren weitgehend davon überzeugt, daß auch das Christentum eine Art »Erfindung« gewesen sein müsse. Reimarus etwa kam zu dem ihm logisch dünkenden Schluß, daß die Jünger den Leichnam Christi gestohlen haben mußten und nachher gezielt über seine Auferstehung logen. Somit habe am Anfang des Christentums ein nicht gar so frommer Schwindel gestanden. Schwer zu erklären blieb allerdings, warum so viele Menschen diesen Betrug geglaubt hatten, sodaß das Christentum in der Folge zur Weltreligion aufstieg.





Allthing der Germanischen Glaubensgemeinschaft in Spremberg 1923 – von links nach rechts: Hochzeit, Doppelhochzeit, Taufe, Vortrag

Es gab nun im Zuge der Französischen Revolution einige zum Teil freimaurerisch inspirierte Ansätze, eine Art Zivilreligion im Einklang mit den Paradigmen der Aufklärung zu begründen. 220 Jahre vor Venners Freitod wurde Notre Dame de Paris zum »Tempel der Vernunft und der Freiheit« umgeweiht, wo der »Göttin Vernunft« gehuldigt werden sollte. Es fehlte auch sonst nicht an Ritualen, Kulten, Sakrilegen, Bilderstürmereien, Martyrien, Opferhandlungen und Mythenbildungen. Insofern war das Jakobiner-Regime ein erster Gehversuch der totalitären »politischen Religionen« des 20. Jahrhunderts, die von Eric Voegelin beschrieben wurden. Gläubige konterrevolutionäre Denker wie de Maistre oder de Bonald waren allerdings nur eingeschränkt imstande, die quasi-religiösen Strukturen der Revolution zu erkennen. Bonald wurde unfreiwillig zum Begründer der Soziologie und eines funktionalistischen Begriffs von der Religion, als er zur Verteidigung der für ihn einzig wahren katholischen Religion Thesen wie diese aufstellte: »Diese Dogmen sind wahr, weil sie nützlich sind für die Erhaltung der Gesellschaft.« Im 19. Jahrhundert folgte August Comte solchen Gedankengängen wie einem Rezept, als er systematisch eine positivistische »Religion der Menschlichkeit« zu begründen versuchte.

Neben den »politischen Religionen«, die ihren religiösen Charakter eher zu verbergen suchen, entstanden im 19. und 20. Jahrhundert unzählige spirituelle Bewegungen, Sekten und »neue Religionen«, die das Vakuum aufzufüllen suchten, das das diskreditierte Christentum hinterlassen hatte: die Theosophie, die Anthroposophie Rudolf Steiners, der von dem britischen Exzentriker Gerald Gardner begründete Wicca-Kult, die »Crowleyanity«, die Jung'sche Psychologie, Ron Hubbards »Scientology«, die Moon-Sekte oder die neuheidnisch-nordische Bewegung Ásatrú mit

all ihren Zweigen. Unschwer kann man erkennen, daß keine dieser Bewegungen das Rad neu erfunden hat: sie berufen sich auf angebliche »Ur«-Traditionen und »Natur«-Kulte, verpacken alte gnostische Ideen in pseudowissenschaftliche Sprache, bedienen sich massiv bei der christlich-jüdischen Eschatologie und kreisen häufig um kultisch verehrte Gründerfiguren, die Privatoffenbarungen und Erkenntnisse höherer Welten erlangt haben wollen. Hier liegt der Grund, warum Religionen im Kern nicht »machbar« sind: Um wirksam zu sein, müssen sie sich stets auf außer- oder übermenschliche und außer- oder überzeitliche, zumindest sehr alte, aus den »Ursprüngen« stammende Quellen berufen, die nicht ohne weiteres für jedermann zugänglich sind. Hier treten nun die falschen und selbsternannten Propheten und Seher auf, und der Erfolg jedes Kultes und jeder Religion hängt davon ab, ob sie glauben, was sie verkünden, oder vielmehr: ob ihre Anhänger es ihnen glauben und ihnen glauben, daß sie es glauben. Sie alle bewegen sich jedoch stets in einem Resonanzraum der kulturellen Überlieferung und mythischer Strukturen, die nicht beliebig verändert werden können. Das gilt selbst für Jesus von Nazareth, Mohammed oder Siddharta Gautama.

»Es ist irrelevant, ob nun das kulturelle Heldensystem als magisch, religiös und primitiv oder als weltlich, wissenschaftlich und zivilisiert auftritt. Es ist und bleibt ein mythisches System, in das die Menschen hineingeboren werden, um sich das Bewußtsein ihres primären Wertes, ihrer kosmischen Besonderheit, ihres endgültigen Nutzens für die Welt, ihrer nicht zu erschütternden Bedeutung zu erwerben.«

Ernest Becker: *Dynamik der Todesfurcht*

Der Begriff der »Religion« ist nicht einfach zu definieren. Jacob Burckhardt zählte die Religion zu den drei »Potenzen« der Weltgeschichte, deutlich unterschieden, aber – mal mehr, mal weniger – eng verwoben mit





dem »Staat« und der »Kultur«: »Die Religionen sind der Ausdruck des ewigen und unzerstörbaren metaphysischen Bedürfnisses der Menschennatur. Ihre Größe ist, daß sie die ganze übersinnliche Ergänzung des Menschen, alles das, was er sich nicht selber geben kann, repräsentieren.« Ihre Entstehung liegt nach Burckhardt in einem vorhistorischen Dunkel, in dem Sibyllen, Völven und Propheten singen, preisen und verkünden. Sie ist außerdem eng verbunden mit der Poesie, die Burckhardt als bedeutsamstes »Organ der Religion« bezeichnet. Als heutige Menschen können wir uns »die primitive Entbindung des Geistigen« jedoch kaum mehr vorstellen, »denn wir sind später abgeleitete Leute.«

Das heißt aber auch, daß wir keinen Punkt fixieren können, an dem Religion »gemacht« oder »erfunden« wurde – wir leben in einer Welt, in der Religion immer schon ein Gegebenes, Gewordenes oder Gewesenes ist. Auch ein trockener und religionsferner Kopf wie Arnold Gehlen beschrieb Religion als »ein Überwältigtwerden von dem unwiderstehlichen Eindruck eines ›ganzen‹ Lebens«, sie ist also zunächst eher etwas, das dem Menschen unwillkürlich widerfährt, und weniger etwas, das er sich bewußt zurechtzimmert.

Der Mensch scheint dennoch auch in seinen späten Ableitungen ein unverwüstlich metaphysisches Wesen zu sein, was heutzutage gerade militante Atheisten wie Richard Dawkins beweisen, die aus ihrem Unglauben eine Art Religion gemacht haben und mit ihm auf missionarische Kreuzzüge wider die Gläubigen ausreiten. Das ist womöglich mehr als nur eine Metapher oder eine ironische Analogie. Voegelin verwendete den Begriff der Religion in einem derart stark erweiterten Sinne. Ebenso weit gespannt war sein umstrittener Begriff der »Gnosis«, mit dem er die Essenz der Moderne zu fassen suchte: »Gnosis« ist nach Voegelin letztlich das

»Dies eben ist der Amerikanismus im Religiösen – die Verbindung aus Ölsuchermentalität und Erfolgsfrömmigkeit. Wer sucht, der findet; im Amerika der letzten Jahrhundertwende hieß das: auch unter dir, selbst wenn du aktuell entkräftet scheinst, liegt ein vibrierender Motivationen-See; du lebst über einem energetischen Jenseits, das darauf wartet, in dir heraufzusteigen. Gott ist ein inneres Texas; der Mensch eine Förderanlage für Tiefen-Energien.«

Peter Sloterdijk: Vorwort zu: *William James, Die Vielfalt der religiösen Erfahrung*

»Die großen Religionsentwürfe, wie sie die Vorstellungswelt der zivilisierten Menschheit durchziehen, sind Szenen des Solitärseins. Der an den Felsen gekettete Prometheus, Mohammed grübelnd in der Wüste, die Meditationen Buddhas, der solitäre Mann am Kreuz. Es gehört zur Tiefe des religiösen Geistes, sich verlassen gefühlt zu haben, selbst von Gott.«

A. N. Whitehead: *Wie entsteht Religion?*

Projekt der Selbsterlösung und Selbstvergottung des Menschen, der sich auf Erden ein utopisches, immanentes Paradies erschaffen will und dieses Ziel mit politischen Mitteln zu erreichen trachtet. Ähnlich weit gefaßt ist der Begriff bei dem Soziologen Ernest Becker (1924–1974), für den Religionen vor allem »heroische Systeme« waren, die dem Dasein einen transzendenten Sinn geben und die Todesfurcht und die Verzweiflung überwinden sollen, wobei er soweit ging, die individuelle menschliche Charakterstruktur selbst als ein solches System zu deuten. In diesem Sinne fiele unter Religion auch alles, was das Dasein mit mobilisierenden Bildern und geistigen Idealen erfüllt.

Der amerikanische Psychologe William James beschrieb den religiösen Affekt als »eine Erregung der fröhlichen, erweiternden, ›krafterzeugenden‹ Art.« Emotionen dieser Kategorie überwinden die Schwermut, verleihen dem Betroffenen Beständigkeit und »den einfachen Dingen des Lebens etwas Schmackhaftes, Bedeutungsvolles, Begeisterndes und Herrliches.« Diese Aufladungen haben ihre Wurzel allerdings nicht im Rationalen. In seinen berühmten Vorlesungen zur »Vielfalt religiöser Erfahrung« (1901/2) versuchte James ihre Quellen zu beschreiben, die, in den Worten Peter Sloterdijks ausgedrückt, dem Ungewöhnlichen, dem Seltenen, dem Exzessiven, dem Pathologischen, ja dem Paranormalen entspringen. Als Vater des »Pragmatismus« näherte sich James auch diesen Phänomen mit einem eher utilitaristischen Ansatz, und vermittelte seinen sinnsuchenden Lesern die Botschaft: Glaube Du! Es ist nützlich und hilft! Laß Dich auf das Abenteuer ein und sieh, was dabei herausspringt für Dich!

In eine ähnliche Richtung wie James, freilich ohne den amerikanisch-pragmatischen Ansatz, wies der deutsche Religionswissenschaftler Rudolf Otto, der in seiner Studie *Das Heilige* (1917) die genuin religiöse Erfahrung als Begegnung mit dem »Numinosen« beschrieb: Das »Kreaturgefühl« der »Geschöpflichkeit«; das Moment des Übermächtigen (*majestas*); das Erlebnis des *mysterium tremendum,* des »schauervollen Geheimnisses«, wozu auch Rausch, Ekstase, Dämonie, Schrecken und Schauder zählen; das Moment des »Energischen«, von Wille, Kraft und Bewegung; Gott, der dem Einzelnen als das »Ganz Andere«, das Unbegreifliche, Übernatürliche, Überweltliche entgegentritt.

Als weiterer Zeuge für die Autonomie der religiösen Erfahrung sei noch der englische Philosoph Alfred North Whitehead genannt, der sich dem Thema in seiner Schrift *Wie entsteht Religion?* (*Religion in the Making,* 1926) phänomenologisch näherte. Er verstand Religion in erster Linie als »Kunst und Theorie des inneren menschlichen Lebens, sofern es von dem Menschen selbst und von dem abhängt, was an der Natur der Dinge beständig ist«, sie sei »die Kraft des Glaubens, der die Innerlichkeit reinigt«. Demgegenüber seien nach außen gerichtete »kollektive Begeisterungen, Erweckungsbewegungen, Institutionen, Kirchen, Bibeln, Verhaltensnormen« bloß »die äußeren Zeichen von Religion, ihre vergänglichen Formen. Sie können nützlich oder schädlich, sie können autoritativ verordnet oder bloß vorübergehende Notbehelfe sein. Aber das Ziel von Religion liegt jenseits von alledem.« Diese existenzielle Auffassung von Religion, die einem Pascal oder Kierkegaard nahesteht, brachte Whitehead auf eine faszinierende Formel: »Religion ist das, was das Individuum aus seinem eigenen Solitärsein macht.«

Es liegt auf der Hand, daß die moderne Welt für diese Dinge und Erfahrungen kaum einen Platz hat. Dennoch spuken auf den verfallenen Altären die Dämonen, die kaum mehr als solche erkenntlich sind, was sie um so gefährlicher macht. Daß man sie durch bloße Vernunft nicht exorzieren und auch keine Götter beschwören kann, wann und wie man sie braucht, sollte am Ende dieses kurzen Überblicks deutlich geworden sein. Im Anschluß an Whitehead könnte man feststellen: Was auch immer aus einer Religion in der Folge in sozialer, institutioneller und politischer Hinsicht wird, an ihrem Anfang stehen wohl immer Einzelne, Solitäre, die vom Brand des Dornbusches überwältigt werden. Dies aber ist eine Frage der Gnade, die sich nicht erzwingen läßt. Womit wir auch wieder bei Heideggers Diktum angelangt wären: im Hinblick auf den rettenden Gott bleibt uns wahrscheinlich nur die Wahl, entweder einsame Fährtensucher Gottes zu werden oder nach Hölderlin dem Vater zu dienen, »der über allen waltet«, auf »daß gepfleget werde / Der feste Buchstab, und Bestehendes gut / Gedeutet.« ■

Literaturhinweise:

Ernest Becker: *Dynamik der Todesfurcht,* Olten und Freiburg im Breisgau 1976;

Mircea Eliade: *Die Sehnsucht nach dem Ursprung,* Wien 1973;

William James: *Die Vielfalt religiöser Erfahrung,* Frankfurt a.M. 1997;

Martin Lichtmesz: *Kann nur ein Gott uns retten?,* Schnellroda 2014;

Rudolf Otto: *Das Heilige,* München 1963;

Eric Voegelin: *Die politischen Religionen,* München 1996;

A. N. Whitehead: *Wie entsteht Religion?* Frankfurt a.M. 1985;

Colin Wilson: *Religion and the Rebel,* Cambridge/Massachusetts 1957.

Ansturm auf Europa: Ist Widerstand machbar?

von Michael Ley

In den meisten Gesellschaften Nord-, Mittel- und Südeuropas findet das gigantische Projekt eines postmodernen Neo-Kolonialismus statt: ein unvorstellbarer Bevölkerungsaustausch. Durch Masseneinwanderung und dramatische demographische Veränderungen werden die indigenen Völker vielfach die bittere Erfahrung machen, die Minderheit im eigenen Land zu sein. In den Jahren 2012 und 2013 kamen 1,1 respektive 1,2 Millionen Migranten nach Deutschland. Wollte man diese Zahlen hochrechnen, dann würden bis 2050 rund 250 Millionen Wirtschaftsflüchtlinge nach Europa kommen.

Diese sicherlich größte Völkerwanderung in der Geschichte wird Europa grundlegend verändern: Von Migration zu sprechen ist absurd, da es sich in Wahrheit um eine ethnoreligiöse Invasion, also eine kontinentale Eroberung handelt. Insbesondere der Zerfall der islamischen Zivilisationen in Afrika und im Nahen Osten – verbunden mit einer immensen Zahl junger Menschen mit prekärer Zukunft in ihren Gesellschaften – führt dazu, daß der alte Kontinent mit meist männlichen Migranten überschwemmt wird. Sie stellen die Vorhut eines geplanten Familiennachzugs dar: Aus den jungen Eroberern werden schließlich Großfamilien, die sich in Parallelgesellschaften einrichten, damit die Integration bewußt verweigern und sich von staatlichen Transferzahlungen alimentieren lassen.

»Die gegenwärtige Kultur ist von einem allseitigen Konformismus gekennzeichnet: Diese kulturelle Hegemonie der 68er und ihrer Epigonen setzte sich bis in die hintersten Winkel der Republik durch. Fragen nach der demographischen Zukunft, der Finanzierung des Sozialstaates und des Rentensystems, des Islam und des Rechtsstaates werden systematisch ausgeblendet.«

alle Randzitate aus: Michael Ley: *Die kommende Revolte,* München 2012

Die weitgehend islamische Invasion verdankt sich politischen und ökonomischen Gründen: Gesellschaftszerfall, *failed states,* Bevölkerungszuwachs ohne entsprechendes Wirtschaftswachstum, arbeitslose junge Männer, die sich keine Braut kaufen können, Korruption und Diktatur sind weitere Ursachen für den Zerfall der islamischen Zivilisation. Seit den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts entstand in der islamischen Welt die Renaissance eines mittelalterlich anmutenden Religionsfiebers, das nun Europa erfaßt. Zwar findet der von Samuel Huntington ausgerufene »clash of civilizations« vor allem zwischen Sunniten und Schiiten statt, im Kampf gegen die westliche Moderne sind sich jedoch die islamischen Staaten und die meisten islamischen Organisationen in den westlichen Ländern einig: Die Welt muß islamisiert werden.

Nur wenige nichtmoslemische Menschen kennen die grundlegende politische Ideologie des Islam, die die Historikerin Bat Ye'or folgendermaßen beschreibt: »Aus islamischer Sicht ist die ganze Erde eine Stiftung, ein Territorium, das Allah gehört. Der muslimischen Gemeinschaft ist versprochen, es unter die Herrschaft der dem Propheten einst offenbarten, islamischen Ordnung zu bringen. Der Jihad bildet den Kampf um die Rückgewinnung des Stiftungslandes, das von den Ungläubigen illegal besetzt und den Muslimen zurückzugeben ist.« Unter diesem Gesichtspunkt ist der Islam eine totalitäre Ideologie: Für Moslems ist der Dschihad – der Heilige Krieg – gegen Anders- und Nichtgläubige eine religiöse Vorschrift. Ein gleichberechtigtes Zusammenleben mit nichtmoslemi-

schen Menschen ist bestenfalls zeitlich begrenzt möglich, beispielsweise solange man noch in der Minderheit ist. Das Ziel ist jedoch die Herrschaft über die »Ungläubigen«. Das einzige legitime Recht stellt die Scharia dar, jenes unumstößliche Sakralgesetz, das grundsätzlich jedem säkularen Recht widerspricht. Demokratie, säkularer Rechtsstaat und die Allgemeinen Menschenrechte sind mit dem Islam nicht vereinbar. Die Religionsfreiheit widerspricht fundamental dem Anspruch des Islam als einzig wahrer Offenbarungsreligion. Nichtmoslems werden höchstens als Menschen mit beschränkten Rechten betrachtet werden: Sie sind Dhimmis, d.h. minderwertige Menschen.

Die historisch wichtigste Voraussetzung für den modernen Rechtsstaat war der Religionsfriede, eine Errungenschaft Europas, die mit unermeßlichen Opfern verbunden war. Allein der Dreißigjährige Krieg, der zwischen 1618 und 1648 wütete, dezimierte in manchen Regionen des Kontinents die Bevölkerung um bis zu dreißig Prozent. Die staatstheoretische und religionspolitische Voraussetzung für die Überwindung der Religionskriege schuf der Philosoph Thomas Hobbes (1588–1679) in seiner 1651 publizierten Schrift *Leviathan,* in der er mit einem Geniestreich den Staat zum höchsten Souverän unter Gott erklärte. Die Kirchen und alle Glaubensgemeinschaften sollten sich dem neugeschaffenen Souverän – dem Leviathan – unterwerfen. Um in Frieden, in individueller Freiheit und Garantie des Privateigentums leben zu können, schließen die Menschen einen einseitigen Vertrag mit dem Leviathan – wie einst Moses mit Gott am Berg Sinai – und übertragen ihm die Souveränität. Damit waren die Voraussetzungen für einen Rechtsstaat geschaffen.

»Bei den überzeugten Multikulturalisten handelt es sich offensichtlich um traumatisierte Personen, die im Sinne einer Sündenbocktheorie glauben, daß die Bewältigung der totalitären Vergangenheit nur durch eine rabiate Ent-Deutschung möglich sei. Diese neurotische Fixierung auf die Vergangenheit kreiert ein Weltbild, in dem alles Fremde einen positiven Wert darstellt. Das Eigene wird radikal abgewertet und soll letztendlich ausgelöscht werden: Aus dem neurotischen Selbsthaß entsteht eine unbewußte Selbstvernichtungsphantasie.«

Ley: *Die kommende Revolte,*

Der moderne Rechtsstaat ist weitgehend religionsneutral – Ausnahmen sind die noch bestehenden Staatskirchen – und garantiert und schützt die Religionsfreiheit. Dieses Modell des modernen Leviathans setzt jedoch voraus, daß die Religionsgemeinschaften das Primat staatlicher Souveränität akzeptieren und auf eine politische Theologie und eine politische Religion verzichten. Anders ausgedrückt: Religionsgemeinschaften in modernen Rechtsstaaten müssen die Institutionen des Staates, die Demokratie und den Pluralismus von gleichberechtigten Religionen akzeptieren, um in den Genuß staatlicher Anerkennung zu kommen. Moderne Rechtsstaaten und politische Religionen sind unvereinbar. Eine politische Religion kann transzendent oder säkular begründet sein. Da der orthodoxe Islam sowohl in der sunnitischen als auch in der schiitischen Ausprägung die göttlichen Gesetze des Korans und der Sunna über jede bürgerlich-säkulare Verfassung stellt, können diese Gemeinschaften den Rechtsstaat nur auf Zeit anerkennen.

Die Integration islamischer Gemeinschaften in liberal-demokratische Gesellschaften und ihre staatliche Anerkennung als rechtlich geschützte Religionsgemeinschaften erfordert eine grundlegende Reform des Islam. Das bedeutet, daß ein Lippenbekenntnis zum modernen Rechtsstaat keineswegs genügt, um die islamischen Gemeinschaften rechtlich anzuerkennen. Ein europäischer Islam, der ein reformierter Islam wäre, müßte zumindest eine radikale Reform der Scharia oder deren Abschaffung vornehmen, also nichts Geringeres vollziehen, als eine radikale Modernisierung des Islam.

Laut einer Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen stellen knapp 50 Prozent der Moslems in Deutschland den Islam über die Demokratie: Für sie hat die Scharia einen höheren Stellenwert als der demokratische Rechtsstaat. Die vagen Bekenntnisse von Vertretern der islamischen Verbände sind mehr als fragwürdig: Die Islamische Gemeinschaft Milli Görüs beispielsweise spricht von einer »Koexistenz« von Moslems und Nichtmoslems. Dieser Begriff stammt aus dem Kalten Krieg und wurde von den Kommunisten nur im Sinne einer vorübergehenden Waffenruhe im Kampf um die Weltherrschaft verwendet.

»In den Migranten verdichten sich unbewußt die Opfer der deutschen bzw. europäischen Geschichte, denen eine Gesellschaft gegenüber steht, die sich ihrer historischen Verantwortung nicht bewußt ist und im Grunde so rassistisch handelt wie die früheren Generationen. Dieses Konstrukt erfüllt die Bedingungen einer klassischen Neurose: Die ursprüngliche Traumatisierung durch die Barbareien der Altvorderen wird verdrängt und man sucht ein Objekt, dem gegenüber eine Sühneleistung – selbst um den Preis der kollektiven Existenz – erbracht wird.«

Ley: *Die kommende Revolte,*

Die politische Strategie der islamistischen Verbände und Vereinigungen besteht in der schrittweise erfolgenden Islamisierung und der Implementierung der Scharia in die bestehenden Rechtsordnungen, die gleichsam als Provisorien zu einem islamischen Staat und Gemeinwesen gesehen werden. Ein säkularer rechtlicher Universalismus und ein unveränderbares göttliches Scharia-Recht sind jedoch nicht vereinbar, jede gegenteilige Meinung akzeptiert eine schleichende Islamisierung und Unterwanderung des modernen Rechtsstaates. In diesem Punkt stehen wir heute vor ähn-

lichen schwer lösbaren Problemen wie Thomas Hobbes vor über 350 Jahren. Wer die Probleme einer Integration des Islam in europäische Staaten und Gesellschaften bagatellisiert, mißachtet die Verantwortung für kommende Generationen. Da der orthodoxe Islam keine historisch-kritische Interpretation kennt, wird jede Entscheidung für eine wie immer geartete Integration des Islam zur Gesellschaftsfalle, denn letztlich droht aufgrund der demographischen Verschiebungen der Gottesstaat. Deshalb müssen die europäischen Gesellschaften de-islamisiert werden. Die Einwanderung moslemischer Migranten muß drastisch reduziert werden und die Religionsfreiheit darf nicht das Sprungbrett der Islamisierung sein. Die vielgepriesene offene Gesellschaft wird sich ansonsten von selbst erledigen und an ihrer falsch verstandenen Toleranz scheitern. Die Islamkritikerin Ayaan Hirsi bemerkte dazu: »Wenn wir diese Politik der kulturellen Nichteinmischung weiter betreiben, dann werden wir uns aus der Logik des aktuellen Krieges niemals befreien.«



Unmittelbar vor dem Integrationserfolg

Religion ist in diesem Fall also Teil einer Eroberungspolitik, die Europa in unterschiedlichem Ausmaß islamisieren wird. Um diesem Prozeß Einhalt zu gebieten, braucht Europa einen neuen Leviathan und keine Willkommenskultur. Was wäre zu tun?

In einem ersten Schritt müßten alle islamischen Organisationen verboten und Moscheen geschlossen werden, die verfassungsfeindliche Ziele verfolgen. Die bestehenden Gesetze über die Bildung einer terroristischen Organisation müßten strikt auf entsprechende islamische Organisationen und deren Anhänger angewendet werden.

Als Imame oder Religionslehrer sollten nur Personen zugelassen werden, die in europäischen Ländern eine entsprechende universitäre Ausbildung absolviert haben. An den europäischen Universitäten müßte deshalb ein Islam gelehrt werden, der mit den europäischen Verfassungen kompatibel ist. Das bedeutet, daß verfassungs- und menschenrechtsfeindliche Texte in der heutigen religiösen Praxis nicht relevant sein dürften. Deshalb müßten an den islamischen Fakultäten der Koran und andere Schriften einer kritisch-hermeneutischen Analyse unterzogen werden – entsprechend den wissenschaftlichen Standards an christlichen Fakultäten.

Die Predigten müßten in der jeweiligen Landessprache gehalten werden und Organisationen wie DITIB, die der staatlichen türkischen Religionsbehörde unterstehen und Imame nach Europa schicken, müßten verboten werden. Grundsätzlich kann nur ein Islam Religionsfreiheit für sich beanspruchen, der die Scharia im europäischen Kontext ablehnt und die Unterscheidung zwischen der »Welt des Friedens« – also die islamischen Länder – und der »Welt des Krieges« – alle anderen Länder – negiert, also den Dschihad aufgibt. Fatwas – also Rechtsgutachten – aus islamischen Ländern dürfen keine Geltung in Europa haben, das gleiche gilt für Fatwas von orthodoxen und radikalen Imamen in Europa.

Moscheen und andere religiös-kulturelle Einrichtungen dürfen nicht aus islamischen Ländern finanziert werden, ansonsten werden entsprechende Projekte nicht genehmigt. Kitas müssen für alle Kinder im Vorschulalter verbindlich sein und dürfen nicht durch religiöse Kindergärten ersetzt werden.

Die Migration in europäische Länder sollte sich an Gesetzen erfolgreicher Einwanderungsländer wie Kanada und Neuseeland orientieren, die nur bedarfsorientiert entsprechend qualifizierte Menschen aufnehmen und darüber hinaus ihre Grenzen militärisch sichern. Die USA gewähren

Einwanderern in den ersten zehn Jahren ihres Aufenthaltes keinerlei staatliche Transferzahlungen. Länder wie Deutschland hingegen alimentieren die Einwanderung mit horrenden Summen. Der Bevölkerungswissenschaftler Gunnar Heinsohn schätzt die Kosten der Immigration folgendermaßen ein: »Eine Billion Euro Sonderschulden hatte Deutschland bereits 2007 für die Migranten, die mehr aus den Sozialsystemen entnehmen, als sie aufgrund schlechter Schulleistungen und anderer Handicaps in sie einzahlen können. Auf jeden der vollerwerbsfähigen Nettosteuerzahler entfallen allein für diese einmalige Aufgabe 40.000 Euro Schulden.« Viele europäische Staaten begehen den Fehler, daß sie den Einwanderern sofort den Sozialstaat öffnen und viele Migranten auf Dauer von Sozialtransfers leben. Dieser Umstand verhindert eine Integration und lädt die Menschen geradezu ein, sich in Parallelgesellschaften einzurichten.

»Psychoanalytisch betrachtet ist der Multikulturalismus der hilflose Versuch einer Wiedergutmachung vermeintlicher Schuld am falschen Objekt.«

Die individuellen Entscheidungen für eine Migration nach Europa haben meistens – Dschihadisten ausgenommen – so gut wie keine religiösen Ursachen, sondern sind in den Annehmlichkeiten der europäischen Sozialstaatsmodelle zu finden. An diesem Punkt muß der neue Leviathan ansetzen: Die Migranten müssen in der Lage sein, durch Spracherwerb, Schul- und Berufsausbildung und durch eigene Erwerbstätigkeit ihren Lebensunterhalt zu sichern. Staatliche Transferleistungen für Migranten mit islamischem Hintergrund sind in letzter Konsequenz eine Alimentierung und Förderung der Islamisierung. Aus diesen Gründen sollten Migranten – ausgenommen die anerkannten Asylbewerber – wie in den Vereinigten Staaten in den ersten zehn Jahren keinen Anspruch auf staatliche Transferleistungen haben. Ein weitere Variante wären Aufenthaltsgenehmigungen auf Zeit, die bei einer gescheiterten Integration nicht mehr verlängert werden.

Asylanträge sollten nur noch – nach dem australischen Modell – auf außereuropäischen Territorien gestellt werden können, was im Rahmen der Europäischen Union logistisch und administrativ relativ einfach bewältigt werden könnte.

Die Genfer Flüchtlingskonvention aus dem Jahr 1951 und das Grundrecht auf Asyl der Bundesrepublik Deutschland aus dem Jahr 1949 waren eine Reaktion auf den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg sowie auf die Sowjetisierung Mittel- und Osteuropas. Damals konnte niemand die gewaltigen globalen Migrationsströme unserer Tage voraussehen. Insofern wäre zu fragen, ob die Asylgesetze nicht den heutigen Bedingungen angepaßt werden sollten.

Viele der in Europa lebenden Moslems werden wenig Neigung verspüren, ihre Religion, ihre oft archaisch anmutenden Familienstrukturen und Lebensweisen zu verändern, solange ihre Verbandsfunktionäre die Opferrolle des Islam in Europa erfolgreich verkünden dürfen und von den einheimischen Eliten dabei tatkräftig unterstützt werden. Der islamische Opfermythos und die Ideologie der Islamophobie und der sogenannte Rassismus der indigenen Bevölkerungen sind mithin die wichtigsten Waffen in diesem einseitig ausgerufenen Kulturkampf.

In dieser Situation müssen der Staat und die Zivilgesellschaft die kulturelle Identität gegenüber der bunten Phalanx aus Migranten und linksgrünen Multikulturalisten wahren. Hehre kulturelle Nichteinmischung ist ein völlig falsch verstandener Liberalismus und deshalb muß man Hirsi Alis Forderung zustimmmen: »Wir müssen darauf bestehen, daß nicht wir in der westlichen Welt auf muslimische Empfindlichkeiten Rücksicht nehmen müssen. Vielmehr müssen sich Muslime an die freiheitlichen Ideale des Westens anpassen.«

Eine Akkulturation der Moslems ist jedoch nur mit einem Reform-Islam möglich, der nicht im Gegensatz zu den politischen, juristischen und kulturellen Werten der europäischen Gesellschaften steht. Das Vorbild zu dieser Reform kann nur das Reformjudentum des 19. und 20. Jahrhunderts sein – bei allen ethnischen und historischen Unterschieden. Das vormoderne orthodoxe Judentum lebte in einer – oft erzwungenen – Parallelgesellschaft: Erst in der Preisgabe vieler jüdischer Religionsgesetze und in der Teilhabe an der säkularen Lebenswelt der Nichtjuden konnten sich die Reformjuden in die bestehenden Gesellschaften integrieren.

Die Forderung des neuen Leviathan gegenüber den in Europa lebenden Moslems kann deshalb – in Anlehnung an den Buchtitel von Hirsi Ali – nur lauten: Reformiert Euch oder geht. ■

Literaturhinweise:

Hamed Abdel-Samad: *Der islamische Faschismus,* München 2014;

Bat Ye'or: *Europa und das kommende Kalifat,* Berlin 2013;

Gunnar Heinsohn: »Deutschland verschläft den Kampf um Talente«, in: *FAZ,* 25.6.2010;

Gunnar Heinsohn: »Wie viele Afrikaner nach Europa?«, https/blog.malik-managment.com, 24.06.2015;

Thomas Hobbes: *Leviathan,* Frankfurt a.M. 1984;

Ayaan Hirsi Ali: *Reformiert Euch!,* München 2015;

Michael Ley: *Die kommende Revolte,* München 2012;

Michael Ley: *Der Selbstmord des Abendlandes – Die Islamisierung Europas,* Osnabrück 2015.

»Der Parteienstaat ist die Verfallserscheinung der Republik«

Im Gespräch mit Karl Albrecht Schachtschneider

Sezession: Herr Professor Schachtschneider, was erleben wir derzeit in der Bundesrepublik?

Schachtschneider: Deutschland wird von der politischen Klasse umgebaut, in wessen Interesse auch immer. Das Ziel ist, die Deutschen als Akteure der europäischen und der globalen Politik zu marginalisieren. Die Einbindung Deutschlands zum Zwecke seiner Schwächung ist eine seit dem Zweiten Weltkrieg bestimmende Maxime sowohl der Politik des Westens als auch der Politik Deutschlands selbst. Der vermeintliche Sonderweg Deutschlands soll unmöglich gemacht werden, dem dienen die Europäische Union und die NATO. Ein Schulterschluß Deutschlands mit Rußland, der die Weltherrschaft der Vereinigten Staaten von Amerika gefährden könnte, sollte und soll ausgeschlossen sein. Aber nach wie vor steht die Souveränität Deutschlands, die das Bundesverfassungsgericht stetig verteidigt hat (wenn auch nur im Rahmen der eng verstandenen Verfassungsidentität Deutschlands), dem entgegen. Nach der weitgehenden Amerikanisierung der Denkungsart durch die Reeducation schon seit der Besatzungszeit wird durch die Zuwanderung eine substantielle Umwandlung der Bevölkerung betrieben, mit vielfältigen durchgehend fragwürdigen, meist egalitaristischen Argumenten, und vor allem mit massenhaftem Rechtsbruch, immer unterstützt von der Political Correctness als Durchsetzungsmethode.

Sezession: Nun haben wir in Deutschland aber ein Grundgesetz …

Schachtschneider: Das Asylgrundrecht des Art. 16a GG trägt die Einwanderungspolitik keinesfalls. Zwar gibt Absatz 1 des Grundrechts nach der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts ein subjektives Recht, also einen einklagbaren Anspruch, von politisch Verfolgten, ihnen in Deutschland das Asylrecht zu gewähren, aber dessen Absatz 2 schränkt das Grundrecht seit der Asylrechtsreform 1993 drastisch ein: »Wer aus einem Mitgliedstaat der Europäischen Gemeinschaften oder einem anderen Drittstaat einreist, in dem die Anwendung des Abkommens über die Rechtsstellung der Flüchtlinge und der Konvention zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten sichergestellt ist«, kann sich nicht auf Absatz 1 berufen. Er hat das Grundrecht nicht und »genießt« somit kein Asylrecht in Deutschland. Alle Fremden, die zu Land an die deutschen Grenzen anreisen, haben folglich kein Recht, mit der Berufung auf das Asylgrundrecht nach Deutschland einzudringen. Das Bundesverfassungsgericht hat das in einer Leitentscheidung zur entsprechenden Verfassungsnovelle (BVerfGE 94, 49 ff.) klargestellt. Das Asylverfahrensgesetz ist dem gefolgt. Die Verordnungen der Europäischen Union mußten die nationalen Vorbehalte des Asylrechts hinnehmen. Die Genfer Flüchtlingskonvention von 1951, 1967 ist wie schon in Art. 16a GG in die einfache Gesetzgebung einbezogen. Sie gibt keine weitergehenden Rechte für Flüchtlinge, zumal nur Deutschland den Irrweg eines subjektiven Rechts auf das Asylrecht gegangen war, der durch die Novelle weitestgehend korrigiert worden ist. Demgemäß ist der Aufenthalt von fast allen Fremden in Deutschland, die mit dem Asylbegehren in das Land gelassen werden, illegal. Die Einreise hätte ihnen »verweigert« werden müssen, und wenn sie irgendwie eingedrungen sind, müßte man sie »zurückschieben« (§ 18 AsylVerfG).

Sezession: Wir sprechen im Konjunktiv; anstelle von Einreiseverweigerung werden immer mehr Asylbewerber erwartet.

Schachtschneider: Ja, diese Entwicklung vollzieht sich aus vielen Gründen. Die Grenzen Deutschlands sind wegen des Schengen-Abkommens offen. Die Fremden werden geradezu ins Land gesogen. Sie können erwarten, dauerhaft in Deutschland bleiben zu können, in dem Land, in denen ihr Verbleiben die größten Chancen auf ein gutes Leben verspricht. Sie werden von der Propaganda und von vielen wohlmeinenden Menschen »willkommen« geheißen. Darum machen sich Hunderttausende, wenn nicht Millionen Fremde auf den beschwerlichen und oft gefährlichen Weg nach Deutschland. Sie wollen ihren meist unerträglichen Verhältnissen entfliehen, auch um ihre Familien nachzuholen, wenn sie in Deutschland ein Aufenthaltsrecht erobert haben. Ihre Erwartungen sind begründet. Abschiebungen werden im Regelfall nicht durchgeführt, selbst wenn die Abschiebeverfügungen rechtskräftig bestätigt sind. Es gibt weitreichende der Menschenwürde und den Menschenrechten geschuldete Abschiebeverbote. Darüber hinaus werden die Fremden, deren Aufenthalt illegal ist, im Lande von den verantwortlichen Ländern geduldet, obwohl jede Duldung der Il-

legalität ein grober Verstoß gegen das Rechtsstaatsprinzip ist. Aber der Moralismus hat in Deutschland längst eine Verbindlichkeit erlangt, die über der von Gesetz und Verfassung steht. Auch die Syrer sind durch das Refoulement-Verbot (Verbot der Abschiebung) nicht geschützt, weil sie aus sicheren Herkunftsstaaten einreisen.

Sezession: **In München wurden an einem einzigen Wochenende Anfang September mindestens 10 000 »Flüchtlinge«, die mit Sonderzügen eintrafen, frenetisch begrüßt; die Polizei unternahm keinen Versuch, die illegale Einreise abzuwehren. Öffnet das Einwanderungsland Deutschland jetzt allen Immigranten die Tür?**
Schachtschneider: Es wäre ein Leichtes, die Flüchtlinge abzuwehren, wie es die Pflicht Deutschlands ist. Die Gesetzlichkeit im Lande ist die Aufgabe der Polizei. Sie muß der Garant der Sicherheit sein. Denn wenn der Staat sie nicht sicherstellt, verliert er seine Daseinsberechtigung. Faktisch wird Deutschland zum Einwanderungsland gemacht. Nach dem Grundgesetz ist es keines. Deutschland ist das Land der Deutschen, des »deutschen Volkes«, wie das nach Art. 79 Abs. 3 GG in den nicht zur Disposition des verfassungsändernden Gesetzgebers stehenden Art. 1 und Art. 20 GG, aber auch in der Präambel steht. Ein Einwanderungsgesetz würde den Kern des Grundgesetzes, die Verfassungsidentität, verletzen, solange nicht die Deutschen, der Souverän, durch Volksabstimmung gemäß Art. 146 GG ihr Verfassungsgesetz dahingehend ändern. Die Deutschen sind durch ihr Deutschsein definiert, insbesondere ihre deutsche Sprache. Allein durch die Staatsbürgerschaft wird man nicht Deutscher, schon gar nicht durch bloßen Aufenthalt in Deutschland.

Sezession: **Momentan grassieren aber Kriege und Bürgerkriege, und glaubt man der einfältigen Medienlandschaft, ist das Gros der hier eintreffenden Menschen akut von Verfolgung bedroht.**
Schachtschneider: Krieg und Bürgerkrieg sind genauso wie wirtschaftliche Not keine Asylrechtsgründe, in keinem Land und nach keinem Rechtstext. Das schließt nicht aus, daß mit dem Krieg oder Bürgerkrieg politische Verfolgung bestimmter Menschen oder Gruppen verbunden ist. Nur die persönliche Verfolgung eines Menschen, »durch die er in seinem Leben oder seiner Freiheit wegen seiner Rasse, Religion, Nationalität, seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen seiner politischen Überzeugung bedroht ist«, schafft nach der Genfer Flüchtlingskonvention, die auch als Asylgründe in Deutschland praktiziert werden, einen Asylrechtsgrund (Art. 1 A Nr. 2 der Konvention). Für den »subsidiären internationalen Schutz«, den eine Richtlinie der Europäischen Union von 2011 zum Schutz von Flüchtlingen vor Gefahren durch Krieg und Bürgerkrieg für ihr Leben und ihre Gesundheit eingeführt hat und die § 4 des Asylverfahrensgesetzes umgesetzt hat, gilt nichts anderes als für das Asylgrundrecht. Das ist durch die Analogie zu Art. 16a Abs. 2 und 3 GG geboten. Man kann das auch der Dublin-III-Verordnung, welche die Zuständigkeiten für die Antragsverfahren regelt, entnehmen.

Sezession: **Der Großteil der potentiellen Asylanten stammt aus dem islamischen Kulturkreis. Welche Rolle spielt Religion bei Einwanderung und Asyl?**
Schachtschneider: Der Islam ist mit der freiheitlichen demokratischen Grundordnung schlechterdings unvereinbar. Er kennt kein demokratisches Prinzip, weil alle Gesetze von Allah herabgesandt sind. Sie werden von denen erkannt, die die Macht haben, weil auch diese Macht Allahs Wille ist. Der Islam lehnt die Gleichberechtigung von Mann und Frau ab. Die Scharia schreibt Strafen vor, die mit der Menschenwürde unvereinbar sind. Diese Strafen werden verhängt und vollzogen. Ungläubige verdienen den Tod. Und vieles mehr.

Der Islam ist eine Weltreligion, aber diese Religion gibt auch der Politik verbindliche Vorgaben. Die islamische Umma lehnt die Säkularisation der Politik von der Religion ab. Die Trennung von Religion und Politik ist das Fundament des aufklärerischen Westens. Es gibt kein Religionsgrundrecht, das einer politischen Religion Schutz gibt. Auch die christlichen Kirchen müssen sich dem fügen. Allein schon der Religionspluralismus, der aus der Glaubens- und Bekenntnisfreiheit folgt, verbietet es, aus den Religionsgrundrechten Schutz für irgendeine Politik herzuleiten, außer der, daß Religionen im Rahmen der Gesetze ausgeübt werden dürfen. Politische Grundrechte stehen in anderen Artikeln, vor allem in dem allgemeinen Freiheitsgrundrecht des Art. 2 Abs. 1 GG, in Art. 5 GG, der die Meinungsäußerungsfreiheit und die Medienfreiheiten schützt, in der Versammlungsfreiheit des Art. 8 GG, in der Vereinigungsfreiheit des Art. 9 GG, zumal der arbeitsrechtlichen Koalitionsfreiheit des Absatzes 3, sowie in dem Grundrecht auf Demokratie des Art. 38 Abs. 1 GG und den anderen politisch relevanten Grundrechten.

Sezession: **In Art. 4 GG heißt es aber u. a.: »Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses sind unverletzlich.«**
Schachtschneider: Art. 4 GG schützt drei Religionsgrundrechte, nämlich die Glaubens- und die Bekenntnisfreiheit in Absatz 1, die schlechterdings uneinschränkbar sind, und das Recht zur ungestörten Religionsausübung in Absatz 2, die nach Art. 136 Abs. 1 WRV in Verbindung mit Art. 140 GG unter dem Vorbehalt der »bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten« stehen, also unter dem Staats- und damit Gesetzesvorbehalt. Es gibt kein Grundrecht einer umfassenden Religionsfreiheit, wie das das Bundesverfassungsgericht seit Geltung des Grundgesetzes praktiziert. Dieses Grundrecht soll das Leben und Handeln, wie es die jeweilige Religion gebietet, mit Menschenwürderang

schützen und nur zugunsten von Verfassungsprinzipen gleichen Ranges vom Gesetzgeber nach Maßgabe des Verhältnismäßigkeitsprinzips einschränkbar sein. Ein solches Grundrecht öffnet der Islamisierung Deutschlands die Tore. Religion beansprucht als Gottes Gebot höchste Verbindlichkeit. Diese können divergierende Religionen in einem Lande nicht haben, weil die Gesetze allgemein sein müssen, also für alle Bürger in gleicher Weise Geltung beanspruchen. Die Gesetze sind jedoch in der Republik der Wille des Volkes als der Bürgerschaft, der Wille dieses Souveräns, nicht der Wille eines Gottes.

Das Bundesverfassungsgericht verantwortet mit seiner staatsvergessenen Dogmatik die Gefahr des Bürgerkrieges. »Gegen jeden, der es unternimmt, diese Ordnung«, nämlich die freiheitliche demokratische Grundordnung (vgl. Art. 18 und Art. 21 Abs. 2 GG), »zu beseitigen, haben alle Deutschen das Recht zum Widerstand, wenn andere Abhilfe nicht möglich ist«, bestimmt Art. 20 Abs. 4 GG als ein Grundrecht der Deutschen. Die Unverletzlichkeit »dieser Ordnung» ist ein negatives Tatbestandsmerkmal jedes Grundrechts, also auch der Religionsgrundrechte. Es kann nicht zwei gegenläufige Rechte in einer Rechtsordnung geben. Folglich können sich Muslime, solange ihre Religion die Trennung von Religion und Politik, von Erster und Zweiter Welt, nicht praktiziert, nicht auf das Grundrecht ungestörter Religionsausübung berufen. Sie haben nicht das Recht, Moscheen zu errichten, mit dem Muezzinruf sich Allah zu unterwerfen oder als Muslima auch nur Kopftücher, die ein Symbol ihrer Religion sind, zu tragen, jedenfalls nicht im öffentlichen Dienst als Amtswalter des Staates.



Karl Albrecht Schachtschneider (links, hier mit Björn Höcke, AfD) berät als Staatsrechtsexperte überall dort, wo es ihm weit genug geht.

Es leben viele Muslime in Deutschland und es werden immer mehr, durch Geburten und durch Zuwanderung. Mit jedem wird nicht nur die Säkularität Deutschlands schwächer, sondern auch das Deutsche in Deutschland. Das ist der schwerstwiegende Umbau des deutschen Gemeinwesens.

Sezession: Ein Umbau, der die Souveränität des deutschen Volkes und Staates untergräbt.

Schachtschneider: Die Souveränität ist die Freiheit der Bürger, jedes einzelnen und aller zusammen. Sie ist in Deutschland wegen der Feindstaatenklausel in der Charta der Vereinten Nationen nur unvollständig wiederhergestellt. Nur wenn Deutschland so ist, wie es nach der Vorstellung der Weltkriegsfeinde sein soll, eingebunden in den Westen, politisch ohnmächtig, wenn auch wirtschaftlich stark, vor allem als internationaler Standort, genießt es ausweislich des Zwei-plus-Vier-Vertrages von 1990 die »volle Souveränität«. Die »gleiche Souveränität«, das Grundprinzip des Völkerrechts, ist Deutschland nicht zugestanden.

Vor allem ist die Mitgliedschaft Deutschlands in der Europäischen Union souveränitätswidrig. Diese Union hat ein nicht behebbares demokratisches Defizit. Die Gesetzgebung ist exekutiv. Das Europäische Parlament vermag »demokratische Legitimation« nicht zu begründen. Die geben nach Maßgabe des Prinzips der begrenzten Ermächtigung, das in der Praxis nicht beachtet wird, allein die nationalen Parlamente für ihre Länder. In der Union judiziert ein »Gerichtshof«, der mangels auch nur einer Spur von demokratischer Legalität den Namen Gericht nicht verdient. Die Währungsunion verletzt wie schon der Binnenmarkt der heterogenen Volkswirtschaften nicht nur die ökonomische Vernunft, sondern das wirtschaftliche Stabilitätsprinzip, das aus dem höchstrangigen Sozialprinzip des Art. 20 Abs. 1 GG folgt. Die Europolitik ist staatswidrig, weil die Bürger ihren Staat fi-

nanzieren müssen, aber nicht fremde Staaten. Und vieles mehr. Außerdem sind die Freihandelsabkommen mit Kanada und den USA zu erwähnen, die den verhängnisvollen Binnenmarkt der Sache nach auf diese großen Volkswirtschaften erweitern werden. Sie werden den neoliberalen, vom Kapitalismus getriebenen Souveränitätsverlust verschärfen und sollen das. Schließlich: Die europäische Integration ist wesentlich gegen die Souveränität der Deutschen gerichtet. Deutschland darf mitbestimmen, aber nicht sein Schicksal allein in die Hand nehmen.

Sezession: **Es wäre wohl die Aufgabe bundesdeutscher Parteien, hier aktiv zu werden und Rechtsbrüche offensiv zu ahnden.**

Schachtschneider: Den Umbau Deutschlands bewerkstelligen ja gerade die Oligarchien der festgefügten Parteien, in wessen Interesse auch immer. Sie können das, weil sie nicht demokratisch eingebunden sind. »Sie wirken« nicht »bei der politischen Willensbildung des Volkes mit«, wie ihnen das Art. 21 Abs. 1 GG verstattet, sondern sie bestimmen den Staatswillen allein. Vor allem »entspricht« ihre »innere Ordnung nicht demokratischen Grundsätzen«, wie es Art. 21 Abs. 1 S. 3 GG vorschreibt. So gibt es keinen relevanten Grundrechtsschutz etwa für die Redefreiheit in den Parteien. Die Parteien sind durch Führung und Gefolgschaft gekennzeichnet. Die Gefolgsleute begnügen sich mit Ämtern und Pfründen. Die Führung hat die Macht.

Die Parteien haben aus dem Gemeinwesen, das die Freiheit verwirklichen soll, ein Herrschaftssystem gemacht, in dem die Bürger, denen die Sachabstimmungen auf Bundesebene entgegen Art. 20 Abs. 2 S. 2 GG verweigert werden, zu Untertanen degradiert sind. Das Herrschaftsmittel ist im Bündnis mit den großen Medien Agitation und Propaganda. Die Wahlen sind schon deswegen ohne größere Relevanz, weil die Wähler die wählen, die schon gewählt, nämlich von einer Partei aufgestellt sind, die etablierte Parteienoligarchie keine politische Alternative als Opposition, etwa in den hier angesprochenen Umbaupolitiken, der Einwanderungspolitik, der Islamisierungspolitik und der Integrationspolitik, hat. Die Parteien »kämpfen« miteinander nur um die Posten.

Sezession: **Wenn sich der Bürger abseits von Wahlen unbequem bemerkbar machen möchte, etwa auf Demonstrationen, wird er oft durch unterschiedliche Akteure daran gehindert, beispielsweise brechen linke Gruppierungen immer wieder geltendes Recht unter den Augen von Polizei und Justiz.**

Schachtschneider: In einer Republik hat jeder Bürger größtmöglichen Einfluß auf die Politik. Das verlangt nach uneingeschränkter Wahrheitlichkeit im Diskurs um die Richtigkeit und somit um größtmögliche Sachlichkeit durch Wissenschaftlichkeit in der Politik. Das Recht auf freie Rede muß im Rahmen des Persönlichkeitsschutzes unangefochten sein, sei die Rede *veriloquium* oder *falsiloquium* (Kant). Demonstrationen sind Versammlungen, um an der politischen Willensbildung teilzunehmen. Der Staat ist verpflichtet, sie zu schützen. Ihre Störung ist strafbar und auch nicht zu rechtfertigen, wenn Pfarrer und Bürgermeister die »Gegendemonstrationen« anführen. Der Moralismus der Political Correctness, im Übermaß strafbewehrt, ruiniert den Mut der meisten »Bürger«, ihre Meinung öffentlich zur Geltung zu bringen und soll das auch. Ohne gelebte Redefreiheit gibt es keine Demokratie. Die Parteien lassen sich wegen ihrer inneren Machtstrukturen trefflich für Einflußnahme mißbrauchen. Und vieles mehr. Der Parteienstaat ist die Verfallserscheinung der Republik.

Den Parteienstaat, der sich gegen das Grundgesetz entwickeln konnte, verantwortet das Bundesverfassungsgericht. Es hat ihn in jeder Weise gefördert, vor allem durch Hinnahme des verfassungswidrigen Verhältniswahlsystems mit der Fünf-Prozent-Sperrklausel, das nicht im Grundgesetz steht, aber auch durch die staatliche Parteienfinanzierung.

Es gibt weitere Aspekte des Umbaus Deutschlands entgegen Recht und Verfassung. Aber ich kann sie in diesem kurzen Gespräch nicht alle ansprechen. Ich nenne nur noch die Vernichtung des Rechtsinstituts der Ehe durch das Zerrüttungsprinzip des Scheidungs(un)rechts und dessen Praxis der Unverbindlichkeit dieses Bundes fürs Leben und die Ausdehnung des Rechtsinstituts auf nichteheliche Lebensgemeinschaften. Ich nenne die Schutzlosigkeit der ungeborenen Kinder.

Sezession: **Dennoch: Die Parteien sind gewählt, ihre Realpolitik wird durch den Akt der Wahl affirmiert. Und: Abertausende Bundesdeutsche bejubeln die jüngsten Entwicklungen, mithin auch die Aushebelung geltender Gesetze durch den Parteienstaat zugunsten »bunter« moralischer Prinzipien.**

Schachtschneider: Viele sehen in den Entwicklungen tatsächlich eine Bereicherung für Deutschland, aus mancherlei Gründen, vor allem, weil das Deutsche Deutschlands allmählich verschwindet. Zunehmend setzt sich der Moralismus, nicht zu verwechseln mit der Moralität als Triebfeder der Sittlichkeit, gegen das Recht durch, selbst, wie dargelegt, gegen das Verfassungsrecht. »Politik ist ausübende Rechtslehre«, sagt Kant. Der Rechtsstaat ist demgemäß die Wirklichkeit des Rechts. Es gibt keine Moralität gegen das Recht. Das Prinzip der Sittlichkeit, das Sittengesetz, ist die Pflicht, das Recht zu verwirklichen. Dabei sind die Gesetze nicht schon Recht, aber sie müssen geachtet werden, solange sie nicht dem Rechtsprinzip gemäß geändert sind. Moralität ist der gute Wille, das Rechtsprinzip zu verwirklichen, in allem Handeln. Wenn sich alle Bürger dessen befleißigen, geht es dem Gemeinwesen gut, sonst nicht. Der Moralismus ist eine Form der Rechtlosigkeit. Seine Maxime ist gegenwärtig der Egalitarismus. Moralismus ist das Gegenteil von Humanität, er ist in Deutschland zunehmend totalitär. Es gefährdet den Frieden im Lande. ■

Die Erreichbarkeit der noch nicht Erreichten

von Lutz Meyer

Es gibt einen großen Unterschied zwischen Produkt- und Ideenmarketing. Produkte wollen besessen oder konsumiert, Ideen hingegen verstanden, ergriffen und umgesetzt werden. Das gilt auch und im besonderen Maße für politische Ideen. Doch es ergeben sich Gemeinsamkeiten, wenn man einmal unterstellt, daß auch die Idee den Status einer unverwechselbaren Marke anstrebt.

Zum Markenstatus gehört das Vertrauen der Öffentlichkeit. Will eine Idee das Vertrauen der Öffentlichkeit gewinnen, muß nicht nur die Haltung und Glaubwürdigkeit derjenigen Menschen stimmen, die hinter der Idee stehen. Darüber hinaus müssen einige Feinheiten bei der Vermittlung der Idee beachtet werden. Zu diesem Thema die nachfolgende, keinesfalls vollständige Sammlung von Einsichten als Anregung zum Weiterdenken.

Die Zielgruppe

Der gröbste Fehler bei der Übermittlung einer Botschaft besteht darin, die bereits bestehende Anhängerschaft, den eigenen Fanclub, für die einzige Zielgruppe zu halten. Zielgruppe sind immer auch diejenigen, die man noch nicht erreicht hat. Die noch nicht Erreichten als Ziel anzuvisieren und zu überlegen, mit welchen Mitteln man sie in Herz und Hirn treffen kann, ist die entscheidende Herausforderung. Die Mittel, die man wählt, müssen sich den Voraussetzungen und Gegebenheiten der Zielgruppe anpassen. Beliebte und triviale Umschreibungen des Gemeinten lauten: Man muß die Leute dort abholen, wo sie stehen. Und: Der Köder muß dem Fisch schmecken, nicht dem Angler. Wer diese trivialen und doch wahren Sätze beherzigt, hat verstanden, was Marketing auch im Bereich politischer Ideen bedeutet.

Kreativ? Einige Gedankensplitter von Lutz Meyer zu diesem beinahe völlig verkommenen Begriff:

Kreativ ist, wer verstanden hat, daß es stets mehr als nur eine einzige Möglichkeit gibt.

Die Botschaft

Die Botschaft ist das, was bei der Zielgruppe ankommen soll. Sie soll dort möglichst schnell ankommen. Ankommen heißt: verstanden werden, in Aktion umgesetzt werden. Zur Umsetzung in die Aktion wird es nur dann kommen, wenn die Botschaft positiv und mitreißend formuliert ist, wenn sie den Empfänger im Innersten packt. Positiv bedeutet hier: bejahend. Also kann die Botschaft nicht einfach nur negativ lauten: »Nieder mit …!«, sondern fordert zwingend das positive »Es lebe …!« Die positive Botschaft muß zur Identifikation einladen, ja geradezu zur Identifikation nötigen. Sie erzeugt ein Wir-Gefühl, sie stärkt die eigene Identität, sie greift nicht nur an, sondern bestätigt ein höheres Prinzip als das derzeit geltende. Die Botschaft indes steht nicht allein. Wo sie nicht nur verkündet, sondern schriftlich übermittelt wird, werden weitere Aspekte wichtig wie Schrift, begleitende Bilder und Symbole sowie die Farben.



Man setze die Aussage »Wir sind das Volk!« in einer Allerweltsschrift mittig auf ein Blatt. Was sagt sie? Was geschieht, wenn ich eine andere Schrift wähle oder eine andere Position auf dem Blatt? Und wie schnell ich dieser Aussage doch ihre Ernsthaftigkeit nehmen kann.

Die Schrift

Experiment: Man setze ein und dieselbe Aussage (z.B. »Wir sind das Volk!«) probehalber einmal in unterschiedlichen Schriftarten. Man verwende verschiedene Stilvarianten wie mager, kursiv, fett, Laufweiten und Punktgrößen. Man setze die Schrift auch in unterschiedlichen Farben oder hebe einzelne Wörter hervor. Man wird merken, daß die Aussage entweder völlig belanglos und vielleicht sogar unleserlich und unverstehbar wird, oder aber eine enorme Präsenz bekommt. Man experimentiere auch mit Freiraum um die Aussage herum. Oft wird der Fehler gemacht, daß man jeden Quadratzentimeter Platz ausnutzen will für die Botschaft und zusätzliche Informationen. Folge: Das, was man sagen will, versumpft, wird in den Hintergrund gedrängt, wird unwichtig. Gibt man der Aussage hingegen viel freien Raum, kann sie ungeheuer wichtig werden (denn freier Raum, so weiß jedermann, ist wertvoll). Man stelle eine Aussage auf ein ansonsten leeres Blatt und experimentiere mit der Position und auch mit der Gestaltung der Aussage auf dem Blatt. Eine erstaunliche Welt tut sich auf.

Kreativ ist, wer das Undenkbare für denkbar hält.

Kreativ ist, wer sich traut, neue Wege zu gehen – oder gar welche zu bahnen.

Das Bild

Man sieht ein Bild – und sofort werden, ob man will oder nicht, Empfindungen ausgelöst: Freude, Glück, Ängste, Haß, Abscheu, Begeisterung. Man sieht das Bild eines weinenden Kindes und will es instinktiv trösten, es beschützen, die Traurigkeit greift – ein Minimum an Empathie vorausgesetzt – auf den Betrachter über. Das Bild wirkt ganz unmittelbar auf jenen Teil unseres Gehirns, in dem Emotionen freigesetzt werden. Ein Satz und erst recht ein ganzer Text hingegen muß erst gelesen und verstanden und im Gehirn in Bilder übersetzt werden, wirkt also nur mittelbar. Ein Bild, so hört man deshalb oft, sagt mehr als tausend Worte. Diese Aussage ist ergänzungsbedürftig, denn allein auf das richtige Bild kommt es an. Und selbst dann wird es ohne die Unterstützung des Wortes nicht auskommen, denn das Wort hilft stets, das Bild im gewünschten Sinne zu in-



In der auf alt gemachten Schreibmaschinenschrift bekommt die Aussage den Charakter einer subversiven, verschwörerischen Mitteilung. Man denkt an RAF-Kassiber. Oder serviert man sie doch lieber technisch unterkühlt? Wie nehme ich die Aussage jetzt wahr? Mobilisiert sie? Reißt sie mit?

terpretieren. Man stelle sich das erwähnte Bild des weinenden Kindes mit verschiedenen Bildunterschriften vor: »Von den eigenen Eltern im Urlaub ausgesetzt!« oder »Hat seinen Teddy verloren: Der kleine Sebastian ist untröstlich.«

Doch welche Bilder schauen wir uns überhaupt noch genau an? Wir leben im Zeitalter einer gigantischen Bilderflut und damit einhergehenden Inflation, eines Wertverlustes der Bilder. Die lizenzfreien Bilder im Netz zählen nach Millionen, sind billig zu haben, aber deswegen nicht einmal notwendigerweise schlecht. Doch nach den wirklich guten, den hundertprozentig passenden Bildern muß man lange suchen – oder sie selbst schießen. Was ist ein gutes Bild? Wir definieren das gute Bild als ein Bild, das die gewünschte Wirkung im Gehirn des Betrachters erzielt. Auch ein technisch durchschnittliches Bild kann ein gutes Bild sein, sofern es in gewünschter Weise wirkt.

Kreativ ist, wer Widersprüche zulassen und Gegensätzliches aushalten kann und zu Synthesen entwickeln kann.

Kreativ ist, wer Dinge, die bislang durch nichts miteinander verbunden waren, zu etwas Neuem fügt.

Das Symbol

Das Symbol oder Logo soll die Quintessenz der vertretenen Sache auf den Punkt bringen. Es muß eingängig und unverwechselbar sein, will man den sogenannten Wiedererkennungseffekt und die Identifikation mit der Sache erreichen. Die Welt steckt indes voller Logos, die absolut nichtssagend sind und deshalb eben nicht die gewünschte Identifikation erzielen. Schaut man sich das Logo der Identitären unvoreingenommen unter diesem Gesichtspunkt an, sieht man eine Art Dreieck in einem Kreis. Das sagt dem nicht der Szene Angehörenden zunächst einmal nicht viel. Geht man dem Symbolgehalt nach, entschlüsselt man das Dreieck als Lambda – und im nächsten Schritt als Symbol des alten Sparta und des Spartanerkönigs Leonidas, der mit 300 Kriegern einer persischen Übermacht so lange standhielt, bis das griechische Heer in Sicherheit war. Es geht also um das Aufhalten, es geht um Widerstand und Kampf. Eine hochpolitische Aussage. Doch kaum jemand außerhalb des überschaubaren Kreises der Identitären weiß um diesen Symbolgehalt –







Versuchen wir mal das Gegenteil: Die Aussage wird typografisch kraftvoll umgesetzt – im Stil des Boulevards, als subversive Wandschmiererei, mit historischem Ernst, plakativ.

er muß erst gelernt werden. Grundsätzlich kann ein Logo, das eine Geschichte erzählt, Gold wert sein. Aber nur, wenn diese Geschichte von jedermann sofort zu verstehen ist. Das Lambda der Identitären ist dafür wohl zu voraussetzungsreich. Wird es nur als Pfeilspitze in einem Kreis wahrgenommen, wirkt es beliebig und austauschbar. Die Aufgabe wäre, ein unverwechselbares Symbol mit klarer Aussagekraft und hohem Identifikationspotential zu finden.

Die Farben

Wie Bilder, so wirken auch Farben unmittelbar auf das Gehirn und lösen Emotionen aus. Wie im Bildbereich, findet auch im Farbbereich eine Überflutung der Sinne statt – Werbung, Verkehrszeichen, Fahrzeuge, Kleidung der Passanten sorgen dafür, daß selbst sehr bewußt gesetzte Farbakzente es im öffentlichen Raum schwer haben, sofort aufzufallen. Man vergleiche sehr frühe Farbaufnahmen deutscher Innenstädte mit heutigen. Wie soll man da Farbakzente setzen? Selbst eine kontrastreiche und relativ auffällige Farbkombination wie Schwarz und Gelb wird nicht nur von der Identitären Bewegung verwendet, sondern von Fußballvereinen, Klebstoffherstellern und Kindersendungen im Fernsehen (Tigerentenclub). Vielleicht geht es einfacher und wirkungsvoller – man setze der Farbwelt eine Schwarzweißwelt entgegen. Der Rückgriff auf schlichtes Schwarz und schlichtes Weiß kann überall dort sinnvoll sein, wo es ein Übermaß an Farbe gibt. Kombiniert man eine dritte Farbe hinzu, um die Möglichkeiten zu erweitern, empfiehlt sich ein harter, lebhafter Kontrast, wie ein kraftvolles Blutrot ihn bietet. Natürlich wird man heute auch damit keine Alleinstellung erreichen.

Die Gestaltung

Hat man eine Schrift, hat man Bilder, Symbole und Farben ausgewählt, hat man noch lange keine Gestaltung. Die verschiedenen Elemente müs-



Welchen Grad der Verspieltheit verträgt die Aussage? Was geschieht mit der Aussage, wenn Symbolik hineinspielt? Und welche Wirkung doch so ein schlichter Doppelpunkt hat.

sen erst noch zu einer gestalterischen Einheit gefügt werden. Es reicht nicht aus, ein Bild, eine Überschrift, den Fließtext und das Symbol irgendwie und irgendwo auf einer Seite unterzubringen. Das Ganze soll einen harmonischen Gesamteindruck ergeben. Harmonisch heißt hier: einladend. Der Betrachter soll sich eingeladen fühlen, sich näher mit der Botschaft zu befassen, sich auf sie einzulassen. Man kann das, was gefordert ist, durchaus mit dem Einrichtungsstil einer Wohnung vergleichen: Ist die Einrichtung kunterbunt und kreuz und quer zusammengewürfelt und ohne Sinn für Ästhetik im Raum verteilt, entsteht der Eindruck von Unordnung – man mag nicht nähertreten. Das Nichtvorhandensein von Stil ist nämlich auch eine Stilaussage. Man ahnt, daß es den Bewohnern völlig egal ist, was andere über sie denken. Vielleicht haben sie auch gar nichts mitzuteilen. Die Beurteilung von Drucksachen oder Internetseiten erfolgt nach ganz ähnlichen Kriterien. Ein erweitertes Feld betreten wir dort, wo zur gestalteten Botschaft die gesprochene oder vertonte hinzukommt.

Kreativ ist, wer das Wort »unmöglich« aus seinem Wortschatz streicht.

Kreativ ist, wer kapiert hat, daß es »die Realität« nicht als verbindliche Vorlage gibt, sondern daß diese allererst durch das eigene Handeln entsteht, also gestaltbar ist.

Die Vertonung

Die menschliche Stimme ist ein ungeheuer variantenreiches Instrument. Sie kann aggressiv klingen, durch Lautstärke und Bestimmtheit Herrschaft ausüben, Ruhe und Gelassenheit ausstrahlen, aber auch gehetzt und verzerrt und damit unsympathisch wirken. Sie kann eindringlich klingen oder sanft, lockend, einschmeichelnd, verführerisch. Die Stimme kann innere Unsicherheit verraten. Wer etwas mündlich mitzuteilen hat, sollte sich immer und unter allen Umständen über die Wirkung seiner Stimme auf andere Menschen im Klaren sein. Wie ein Bild wirkt der Klang der Stimme ganz unmittelbar auf das Gehirn und löst dort die entsprechende Empfindung aus. Wer als Verkünder und Verkäufer einer Idee in der Öffentlichkeit auftritt, sollte seine Stimme entsprechend üben. Eine weitere Form der akustischen Vermittlung der Botschaft liegt in deren Vertonung als Musikstück. Hier ist dringend davon abzuraten, die persönlichen mu-

sikalischen Vorlieben zum Maß aller Dinge zu erheben. Es gilt, professionelle Distanz zu wahren. Es ist auch peinlich genau darauf zu achten, daß die instrumentale Begleitung der Botschaft weder vom Stil her dem Anliegen zuwiderläuft noch die Botschaft unverstehbar macht. Musikalische Anleihen bei Heavy Metal und ähnlichen Richtungen etwa sind in mehr als nur einer Hinsicht kontraproduktiv. Man denke stets an die Zielgruppe der noch nicht Erreichten.

Das Verhalten

Die Persönlichkeit derjenigen, die für eine neuartige Idee eintreten und sie anderen vermitteln möchten, ist mitentscheidend für die Erfolge dieser Bemühungen. Hans Domizlaff, Begründer der Markentechnik in Deutschland, sprach vom Firmenstil, der wichtiger sei als alle Reklame, wenn es darum gehe, Vertrauen zu gewinnen. Der Auftritt der Person – der glaubwürdige Auftritt – hängt nicht so sehr von Äußerlichkeiten wie dem Kleidungsstil ab. Daß Kleider Leute machen, trifft nur eingeschränkt zu. Viel wichtiger ist die Stimmigkeit des Gesamtauftritts: Stimme, Gestik, Mimik, Körperhaltung, das Verhalten gegenüber anderen. Dies ist wiederum in Einklang zu bringen mit den anderen Ebenen des öffentlichen Erscheinungsbildes. Nur so entsteht die Wucht einer Stileinheit. Diese Stileinheit zu begründen und glaubhaft zu leben setzt Kreativität voraus.

Zugabe: Guerillamarketing für Fortgeschrittene

Der Begriff »Guerillamarketing« steht für schnelle Marketingaktionen ohne lange Planungs- und Vorlaufzeit, für vergleichsweise geringen Aufwand, für Witz und List, für Überraschung. Für das Guerillamarketing im Kampf der Ideen fügen wir mit Blick auf echte Guerillakämpfer hinzu: Es geht darum, den Gegner zu verfolgen, ihn durch eine Politik der Nadelstiche zu schwächen und sogar zu töten. Folgt man Carls Schmitts »Theorie des Partisanen« (die Begriffe Guerillero und Partisan können hier dekkungsgleich gebraucht werden), ergeben sich folgende Merkmale: Der Guerillero ist ein irregulärer Kämpfer. Der Guerillero verfügt über eine gesteigerte Mobilität, er besitzt eine taktische Bewegungsfreiheit, die den offiziellen Verbänden völlig fehlt. Des weiteren zeichnet sich der Guerillero durch eine gesteigerte politische Intensität aus – er ist Überzeugungstäter in eigener Sache, wo der Soldat vielleicht sogar gegen seinen Willen und der Söldner nur gegen Bezahlung kämpft.

Kreativ ist, wer an seiner einmal für gut und richtig befundenen Idee gegen alle Widerstände festhält und über Möglichkeiten nachsinnt, ihr dennoch zum Durchbruch zu verhelfen.

Kreativ ist, wer ungewöhnliche Allianzen sucht, um diesen Durchbruch zu erreichen.

Kreativ ist, wer sich immer wieder neu und anders auf Situationen einlassen kann.

Nicht zuletzt hat der Guerillakämpfer tellurischen Charakter – er ist erd- und heimatverbunden. Ziel einer Guerillaaktion ist nicht allein die Stärkung des Vertrauens in die eigene Marke, die eigene Idee, sondern auch die Aussaat von Zweifel und Misstrauen in Bezug auf die angegriffene Marke – also die gegnerische Idee. Guerillataktik schwächt den Gegner, verunsichert seine Anhängerschaft, bringt ihn in Erklärungsnot, bindet seine Kräfte. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Man sollte aber stets wissen, ob und in welchem Umfang Sanktionen oder strafrechtliche Verfolgung drohen. Das ist wichtig, um persönliche Risiken einschätzen zu können. Wer etwa bei Nacht und Nebel an unzählige Haustüren oder Briefkästen rote, gelbe oder grüne Punkte klebt und damit nicht nur Rätselraten, sondern auch Sorgen und Befürchtungen – je nach aktuellem gesellschaftlich-politischem Gesamtkontext sehr unterschiedlicher Art – auslöst (haben die rot Markierten nur ihren Müll nicht sauber getrennt oder bedeutet der rote Punkt gar, daß hier jemand wegen eines schlimmeren Fehlverhaltens unter strenger Beobachtung steht und demnächst vielleicht interniert oder liquidiert werden soll? Oder signalisiert der grüne Punkt, daß erzwungene Einquartierung droht?), muß damit rechnen, wegen groben Unfugs oder sogar wegen Sachbeschädigung belangt zu werden. Verschickt jemand massenhaft Schreiben, die von einer Behörde zu stammen scheinen und eine Beschlagnahme von Wohneigentum ankündigen, um landfremdes Volk unterzubringen, so wird er Unruhe säen, aber wahrscheinlich Anzeigen und Strafverfolgung ernten.

Merke: Wer als Untergrundkämpfer für eine politische Idee zu leben beabsichtigt, muß sich der möglichen Konsequenzen immer bewußt sein. Auf jeden Fall ist es sinnvoll, sich vorher mit Carl Schmitt auseinanderzusetzen. ■

Volk als Größe – Volk als Tick

Ellen Kositza (*Sezession*) im Gespräch mit André Lichtschlag (*eigentümlich frei*)

Kositza: Lieber André Lichtschlag, in der Septemberausgabe Ihres Magazins *eigentümlich frei* setzen Sie sich ausführlich mit der Spaltung der Hayek-Gesellschafft auseinander. Sie konstatieren: Wie in der AfD hätten auch in der Hayek-Gesellschaft die »Systemprofiteure« das Schiff verlassen, die »Systemoppositionellen« seien geblieben. Sie werfen nun Karen Horn und ihren Leuten »Anpassertum« vor, fragen aber zugleich selbstkritisch, ob Horn nicht recht habe, wo sie von »Unvereinbarkeiten zwischen Konservativen und Liberalen« spricht. Als eine der Debatten, die unsere Lager trennten, nennen Sie die Einwanderungsfrage. Einer Ihrer Autoren nennt im selben Heft die *eigentümlich frei* eine Zeitschrift, die »ausgesprochen immigrationsfreundlich« argumentiere. Wir hingegen sind ausgesprochen immigrationsskeptisch. Sind wir also jene »Nationalisten«, die nach Ihren Worten »beim Thema Zuwanderung Schaum vor dem Mund bekommen«? Oder anders gefragt: Schäumen Sie gar nicht?

Lichtschlag: Das Wort »Systemoppositionelle« verbinde ich immer gerne mit dem Hinweis darauf, daß es nicht gegen »das System« gehen sollte wie bei den Verschwörungsheinis, sondern um Kritik an »den Systemen« in der Mehrzahl, etwa am staatlichen Gesundheitssystem, am staatlichen Bildungssystem oder am staatlichen Geldsystem. Insofern sind echte Liberale natürlich immer auch Systemoppositionelle. Ich habe drei Debatten beispielhaft genannt, die dritte und letzte vergleichsweise kurz, die Einwanderungsdebatte. Daß Sie sich die herausgreifen, deutet auf einen Unterschied bei der Gewichtung von Themen hin. In meinem Aufsatz vermute ich, daß sich die meisten Probleme lösen, sobald sich der Staat mit seinen Versorgungsanreizen und Verboten heraushält. Liberal-Libertäre sehen kein Problem darin, wenn jemand sein Glück in der Ferne sucht – auf eigene Kosten. Problematisch wird es erst, wenn auch hier die Freiwilligkeit verletzt wird, indem zum Beispiel die Einheimischen die Neuankömmlinge durch sozialstaatliche Umverteilung zwangsfinanzieren müssen oder diese an eigener Arbeit und also Selbstversorgung im Austausch mit anderen gehindert werden. Der ungarische Ministerpräsident sprach kürzlich davon, daß es sich bei der sogenannten Flüchtlingskrise »um ein deutsches Problem handelt«. Natürlich hat er recht, es ist ein deutsches Problem aufgrund unserer besonders hohen sozialstaatlichen Anreize. Ob Sie persönlich beim Thema Zuwanderung Schaum vor dem Mund bekommen, das weiß ich nicht. Und ja, ich schäume nicht. Schon gar nicht wegen der Menschen, die kommen, sondern allenfalls aufgrund unserer politischen Anreize und Verbote, die für die Mißstände verantwortlich sind. In meinem Aufsatz komme ich übrigens zu dem Schluß, daß sich Liberale und Konservative ganz wunderbar ergänzen, solange die Konservativen wirklich konservativ sind und nicht vielmehr »völkische Nationalisten, die zurecht ihren größten Feind im Liberalismus und in der pluralistischen Marktgesellschaft erblikken«. Mir fiel auf, daß in Ihrem Hause tatsächlich häufig recht verächtlich über den Liberalismus gesprochen wird. Mich würde interessieren, wie Sie dieses »Übel« definieren?

Kositza: Mit der Gewichtung haben Sie recht – zumindest aktuell. Die polemische Rede vom »Schaum vor dem Mund« stammt von Ihnen, und das ist ein böses Bild. Ich gehe davon aus, daß unser geistiges Milieu mit jenen mutmaßlich »völkischen Nationalisten«, die vor Asylheimen sich versammeln, ähnlich viel zu tun hat wie Ihre Szene mit den notorischen FDP-»Liberalen«. Und dennoch kann ich die Artikulationsnot dieser schäumenden Wutbürger verstehen.

Daß die sozialstaatlichen Anreize in Deutschland ein Grundproblem der Lage darstellen: dito. Ich zähle aber auch den Verzicht von staatlichen Grenzen hinzu. Persönlich bin ich kein Etatist und empfinde unseren Sozialstaat als ausufernd, halte aber viel vom Begriff der »Hege« – vielleicht wie ein guter Förster ihn verwendet und umsetzt. Er schützt das Verletzliche, durchaus auch durch Eingriffe von außen, hegt ein, hält Invasoren in Schach und sucht den Bestand zu sichern. Sprich: Er bewahrt ein gewachsenes Erbe. Der liberale Plan sieht doch vor, daß der Starke, und allein der, dauernd Ausweichräume findet. Wenn das keine Utopie ist, dann ist es ein viel härteres Konzept als das der Konservativen: Wer nicht aus eigener Kraft ei-

nen Rückzugsraum, ein Auskommen findet, der hat halt Pech gehabt! Die sogenannten oberen Zehntausend tangiert die Einwanderungsflut nicht. Die haben im Zweifelsfall eine *gated community* in Potsdam oder eine Ranch in Paraguay in der Hinterhand. Ähnlich argumentieren Sie ja anhand des Genderbeispiels. Sie schreiben, Konservative möchten diese Ideologie gern verbieten, wohingegen der Liberale sich – qua Kaufkraft – einfach die passende, ungegenderte Schule oder Uni aussuchen will. Kurz gesagt, weil Sie nach der Definition des »Übels Liberalismus« fragen: Der Konservative wünscht sich eine Rückbindung an Sitte, Tradition, an Bewährtes, auch an Herkunft, er hält auch und gerade diese nicht für beliebig. Er schätzt die Verantwortung des Einzelnen nicht für gering (weswegen er nicht von Gleichheit ausgeht), aber er setzt sie nicht absolut. Wie der Linke geht der Liberale hingegen von einem emanzipierten, wenigstens emanzipierbaren Individuum aus, das nach universellen Prinzipien sein Heil finden soll. Die ewigen Tellerwäscher dieser Welt müssen sich eben abfinden. Oder? Tangieren Sie die Kategorien »Wir«, »unser«, »Volk« denn gar nicht?

Lichtschlag: Schaum vor dem Mund? Hier das ganze Zitat von mir, auf das Sie anspielen: »Wenn Nationalisten beim Thema Zuwanderung Schaum vor dem Mund bekommen, beschimpfen sie den Liberalismus als ihren Hauptfeind – verantwortlich für die ›Zersetzung der Völker‹.« Ist denn nun der Liberalismus Ihr Hauptfeind? Ist er in Ihren Augen »volkszersetzend«? Wenn nein, sollten Sie sich den Schuh bitte nicht anziehen. Wenn ja, soll ich mich dann nicht angegriffen fühlen? Ihr Oberförster klingt niedlich, trifft aber kaum den Leviathan, dem Sie den Forstauftrag erteilen möchten, denn der wird ihn zum Kahlschlag des gesamten Geheges nutzen, das ist seine Natur. Den »liberalen Plan«, von dem Sie sprechen, den gibt es nicht. Es gibt nur liberale – und auf der anderen Seite etatistische – Regeln und Mechanismen. Weshalb Liberale nie nur liberal sein können und eben auch Ziele und Pläne haben, mehr oder weniger konservative oder auf der anderen Seite fortschrittliche Pläne und Ziele.

Ich bin froh, daß Sie das größte und falscheste Vorurteil gegenüber dem Liberalismus zur Sprache bringen, er sei für die Starken oder Reichen gemacht. Ich bin vom Gegenteil überzeugt, daß gerade die Armen und Schwachen überdurchschnittlich profitieren, wenn sie frei handeln dürfen. Nicht von ungefähr waren und sind alle großen liberalen und libertären Denker wie Ludwig von Mises, Friedrich August von Hayek oder Hans-Hermann Hoppe nicht nur Ökonomen, sondern auch Moral- und Sozialphilosophen. Es ging und geht ihnen um die Stärkung dieser Schwachen, Hilfe durch Selbsthilfe. Die Manchesterliberalen haben mit der Freigabe der Kornpreise den Hunger ganz real für immer aus Europa vertrieben. Sie waren die Helden der Ärmsten. Ich würde auch jede Wette machen, daß die Leser meiner libertären Zeitschrift im Durchschnitt nicht stärker im Sinne von wohlhabender sind als die Leser Ihrer nationalkonservativen Zeitschrift. Und um es »last but not least« doch auch noch ökonomisch zu erläutern: Es ist das kapitalistische Wunder, das in Form der Lehre der komparativen Kostenvorteile dafür sorgt, daß selbst der arme Tor, der wirklich alles schlechter kann und langsamer macht als Sie, von freiem Handel und Arbeitsteilung mit Ihnen profitiert so wie sie von ihm. Wenn Sie recht hätten, daß Staatseingriffe den Armen tendenziell helfen können, dann sollten Sie den Mindestlohn auf eine Million Euro hochsetzen. Pro Stunde. Und dann wären die Armen in Nordkorea sicher viel reicher als die bedauernswerten Armen im tendenziell noch liberaleren Deutschland. Eine solche Erkenntnis gilt auch für das Beispiel Schule,



das Sie ansprechen: Auch der Arme zahlt doch die viel teurere staatliche Monopolschule mit seinen Steuern heute. Gerade er würde vom Wegfall dieses Zwangsmonopols und von mehr Auswahl und auf ihn und seine Bedürfnisse besser »zugeschnittenen« Bildungsangeboten – oder gegebenenfalls einfach durch schnellere und bessere Praxiserfahrung im Berufsleben – profitieren.

Zurück zu dem, was Sie »Einwanderungsflut« nennen: Wie gesagt, wenn die kämen, ohne daß ich sie finanzieren müßte und wenn sie mir statt dessen ihre Dienstleistungen freiwillig anbieten dürften, dann sähe ich das Problem gar nicht. Oder stört Sie der türkische Gemüsehändler qua Existenz? Ob mich die Kategorien »Wir«, »unser« und »Volk« tangieren? Bei solchen Vokabeln bin ich immer aufgeschreckt, denn das »Du« bezahlt. Die größten Scharlatane benutzen genau solche Vokabeln am häufigsten. Und damit meine ich jetzt nicht Sie.

Kositza: Ich sehe, wir könnten ein ganzes Heft füllen, mindestens. Wir haben nicht ein Riesenfaß aufgemacht, sondern gleich mehrere. Sie halten meinen sorgenden Förster für eine eher infantile Vorstellung; hingegen halte ich ihre Vorstellung vom freien Markt und den mitprofitierenden Langsamtuern (nicht zu vergessen die Invaliden, die kinderreichen Ehen, denen ein Einkommen für lange Zeit entgeht, die aber logisch

pro Kopf sich krankenversichern und Schulgeld zahlen müßten und so weiter) für utopistisch, für einen Reißbrettentwurf. Beschränken wir uns lieber auf die Asyl- und Einwanderungsdebatte. Bekanntlich sind es zwei Paar Schuhe. Wem, säßen Sie an den Schalthebeln, gewährten Sie Asyl? Und wen ließen Sie einwandern? Und, da will ich doch nachhaken: Die Rückbindung an die Entität »Volk« läßt bei Ihnen wirklich Alarmglocken schrillen?

Für mich ist das Volk etwas Gewachsenes. Nichts nach wirtschaftlichen Erwägungen Zusammengestelltes. Ihren türkischen Gemüsehändler finde ich sympathisch. Er ist ja schon so lange hier und wurde in normativ restriktiveren Zeiten sozialisiert. Anders als die Kinder seines Konkurrenten (des Vietnamesen) erlebe ich aber jene zwei türkischen Gemüsehändlersöhne, die es anders als der Dritte nicht aufs Gymnasium geschafft haben, als Bedrohung. Sie haben andere Loyalitäten, andere Sitten und Codes. Und sie sind nicht allein, sondern in »bester Gesellschaft«. Ich will nicht den IS bemühen, ich spreche von Banden, wenigstens von Subkulturen, *communities*. Was ich sagen will: Man holt sich die Leute, weil sie in eine marktwirtschaftliche Lücke stoßen, einen Bedarf decken, aber man vergißt den großen Rest an Identität jenseits des pekuniär Berechenbaren. Konkret: Bei uns in Leuna haben sie derzeit über 200 unbesetzte Ausbildungsplätze. Ich wünschte mir, es gäbe Anreize, daß der unentschlossene junge Deutsche lieber dort seine Lehre beginnt statt im benachbarten Merseburg Sexualpädagogik zu studieren. Sie, Herr Lichtschlag, würden sagen: Wenn 200 Kosovoalbaner gern eine Lehre zum Chemielaboranten antreten, *why not?* Oder? Und für den (aus humanitären Gründen gebotenen) Familiennachzug hätten sie eine Lösung? Mir jedenfalls erscheint ein (vergröbert gesagtes) »Grenzen dicht!« eine probatere, sprich: näherliegende Lösung zu sein als ein Kappen des sozialstaatlichen Gefüges.

Lichtschlag: Kinderreiche Familien mit einem Alleinverdiener, der auch für Schule und Krankenversicherung aufkommt – das halten Sie für eine Utopie? Muß ich als Libertärer jetzt eine reaktionäre Konservative – das verstehen Sie hoffentlich als Kompliment! – über Geschichte informieren? Das Beispiel war doch der Normalfall – solange, bis der staatliche Monopolist mit immer neuen Steuern und Abgaben diesen zum seltenen Ausnahmefall absterben ließ. Ich hatte gehofft, daß wenigstens und gerade Sie die Rückführung des Staates auf das Niveau von vor 50 oder 100 Jahren nicht für einen »Reißbrettentwurf« halten. Asyl – auch so eine verdammte staatliche Erfindung, früher sind die Menschen aus- und eingewandert auf eigene Kosten. Vielleicht war da auch mal ein Kosovoalbaner dabei. Wer verfolgt war, dem wurde zuweilen von Mildtätigen geholfen. Das ist ja das Problem nicht nur des Asylstaats, sondern auch sonst des Sozialstaats innen oder der Entwicklungshilfe nach außen, daß er auf beiden Seiten entmenschlicht: Echte Solidarität und Anteilnahme wird mit erzwungenen Abgaben getötet und die großzügig mit dem Diebesgut Alimentierten verlieren mit der Zeit jeden Antrieb und jede gesunde Selbstachtung. Also: Selbstverständlich würde ich auch die Asylfrage privatisieren und die Grenzen abbauen, die überhaupt nur durch Sozialismus in der heutigen Form aufgebaut werden mußten. Grenzsicherungen sind eine typische Folge der staatlichen Interventionsspirale. Ein Wohlfahrtsstaat ohne bürokratische Grenzziehung ist nicht haltbar. Mit Ihrem »Grenzen dicht!« statt »Kappen des sozialstaatlichen Gefüges« folgen Sie genau dieser Logik. Margot Honecker hat nicht anders argumentiert. Sie mögen damit eine schlauere Linke sein, aber ich finde, Sie ziehen die falschen Schlüsse aus dem richtig beobachteten Dilemma. Besser wäre, sie ließen die Menschen vor Ort entscheiden, auch darüber zum Beispiel, wen diese zur Lehre einstellen. Sie haben übrigens meine Frage noch nicht beantwortet: Ist der Liberalismus nun Ihr Hauptfeind? Ist er in Ihren Augen »volkszersetzend«?



Kositza: Hier über Haupt- und Nebenfeinde zu diskutieren – wenn das mal kein einzigartiger, agonaler Gesprächsansatz ist! Ob der Liberalismus mein Hauptfeind ist? Hm – dann, wenn er volkszersetzend agiert, schon! Das tut er, wenn er, wenn die Wirtschaft zum Maßstab wird. Er tut es nur dann nicht, wenn er sozusagen in einem konservativen Gehäuse seinen Platz zugewiesen bekommt. Und damit zur Frage, die SIE nicht beantwortet haben: Ist »Volk« für Sie eine *quantité négligeable?* Oder, direkt anknüpfend an das Thema dieser *Sezession,* die »Machbarkeit«: Halten Sie eine Gesellschaft für machbar, konstruierbar? In geschichtlicher, in ethnischer Hinsicht? Oder anders: Was tun mit jenem – ich schätze: großen – Anteil der 80 Millionen, die nicht mittun wollen oder können in Ihrem ehrgeizigen Projekt der Selbstverantwortung? Manche würden sich aufraffen, da träfen die Stichworte Antrieb und Selbstachtung, die sie nennen. Andere, die Schlaffsten oder die Invaliden,

träfen auf die von Ihnen genannten Mildtätigen. Schaffen es aber die »Aufraffer« und die philantrophisch geförderten Wenigkönner zum heutigen Standard? Ich habe kein Problem mit Ungleichheit, wo es Zahnimplantate oder Urlaubsreisen angeht. Der heutige Standard schließt aber beispielsweise Krebsbehandlungen und die Möglichkeit eines Hochschulstudiums (wenn's nach mir geht: bei entsprechendem Potential) mit ein. Gut so, finde ich. Mir wär's unsympathisch, wenn Leute auf der Strecke blieben, nur, weil vielleicht kein privater Förderer zur Hand ist und die eigene Krankenkassenstufe arg limitiert ist. Ihnen nicht?

Sie wollen also »50 oder 100 Jahre« zurückgehen. Wenn ich die Zahlen richtig deute, lag der Steueranteil am Bruttoinlandsprodukt 1952 bei knapp einem Viertel. Wie heute also. Meine eigene Steuervorstellung läge auch drunter. Nur: bei aller Romantik, die mich allzu gern ins Mittelalter schweifen läßt – die Zeiten haben sich geändert. Zensuswahlrecht: meinetwegen gern! Allerdings bin ich heilfroh, alle meine Kinder über die Volksschule hinaus beschulen lassen zu können, ohne mich in Unkosten zu stürzen. Oder die medizinische Versorgung: Zwei meiner Kinder – lassen Sie mich mal konkret werden – hatten Krankheiten, die angesichts der heutigen Versorgungslage nicht gerade lebensbedrohlich sind. Aber ohne solidarische Krankenversicherung, wo der gutverdienende Single quasi zwangsweise für uns miteinzahlt, hätten wir wie viele Familien in den USA uns nahezu auf Lebenszeit verschulden müssen, um sie nach heutigen Möglichkeiten zu heilen. Wir als ganz konkrete, große Familie zahlen (obgleich wir in Deutschland leider kein Familiensplitting haben!) deutlich weniger Steuern, als eine private Krankenversicherung für neun Familienmitglieder kosten würde.

Überhaupt, wie kommen Sie darauf, daß es in der Natur des wohlhabenden Menschen liegt, sich für Schwächere zu engagieren? Zumal heute nicht der treusorgende Patriarch, sondern Mammutunternehmen den Markt bestimmen, die es wenig kratzt, wenn ihnen kalte Profitmaximierung vorgeworfen wird. Ich komme hier mit einem Einwand, der der österreichischen Schule, der Sie wohl cum grano salis sich zurechnen, ja notorisch gemacht wird: daß Sie vor lauter Theorie a) Geschichte und b) Empirie vernachlässigen. Als die libertären Vordenker, selbst die späteren, an ihren Argumenten feilten, war die heutige Mobilität längst nicht abzusehen. Daran, daß Millionenmassen an fremdländischen Billiglohn- (heute: Mindestlohn-)Arbeitern dem Eigentümer und Unternehmer besser taugen als besser bezahlt werden wollende Einheimische, daran hat man nicht gedacht – oder? Oder hat man dran gedacht, und es war ihnen und ist Ihnen recht?

LICHTSCHLAG: Ich versuche mal weniger auszuweichen als Sie bei Ihrem Feind- oder Zerrbild: Volk? Ich halte es da mit dem kultigen Youtube-Blogger Horst Lüning (der mit der Whisky-Flasche) der kürzlich sagte, daß er sich dem vietnamesischen Straßenhändler weit stärker verbunden fühlt als dem deutschen Gewerkschaftsfunktionär. Insofern, ganz deutlich: Ja, für mich ist die Kategorie »Volk« eher belanglos. Und nein, ich halte eine Gesellschaft gerade nicht für konstruierbar, jedenfalls strebe ich als Libertärer genau das nicht an. Jeder Etatist hat ja so seine Steckenpferde – bei Ihnen ist's die Schule und das Hochschulstudium oder die medizinische Versorgung. Womöglich auch das Opernhaus? Bei anderen sind es auch andere Dinge, die sie gerne haben – und für die sie Dritte zur Zahlung zwingen wollen. Ich halte das erstens für unmoralisch und zweitens funktioniert es am Ende nicht. Noch ist jede Form des Sozialismus irgendwann gescheitert. Und auch unser heutiger Sozialismus geht doch deutlich bereits dem Ende entgegen, weil die staatlichen Monopole wuchern und auf Dauer nicht funktionieren. Soviel auch zur »Machbarkeit«. Zu Ihren Kindern gratuliere ich! Aber Sie glauben, daß Sie einen Anspruch gegenüber Dritten haben, wenn Sie viele Kinder in die Welt setzen? Ich halte das für eine Unverschämtheit! Früher war es einmal gute Sitte, daß man Kinder bekam, wenn man es sich leisten konnte. Und das konnten die meisten. Vor gut 100 Jahren lag der Staatsanteil bei zehn Prozent, vor 50 Jahren bei etwa einem Drittel, heute sind es nach offiziellen Zahlen um die 50 Prozent, aber die sind durch Scheinprivatisierungen und ein paar andere Manipulationen geschönt. Die Mehrwertsteuer gab es 1952 noch gar nicht, und weit mehr als die Steuern sind die Sozialabgaben explodiert, die natürlich ihrem Wesen nach auch nichts anderes als Steuern sind. Wollen Sie bestreiten, daß in den 50ern oder 60ern der durchschnittliche Alleinverdiener seine Familie auch mit vielen Kindern ernähren konnte? Zu den Spenden: Alleine in Deutschland werden alleine von Privatleuten jedes Jahr fünf Milliarden Euro gespendet. Das dürfte bereits reichen für diejenigen, die sich wirklich nicht selbst helfen können. Natürlich würde weit mehr gespendet werden, wenn der Staat uns nicht die Hälfte des hart Erarbeiteten wegnehmen würde. Das sehen Sie auch daran, daß etwa in den USA mit geringeren Steuern und Abgaben deutlich mehr gespendet wird. Übrigens, ja, vor allem von besonders reichen Leuten. Masseneinwanderung ist wie gesagt ein Problem des Sozialstaats. Wer seine Arbeitskraft anbietet, der ist mir immer willkommen. Ich muß es ja nicht annehmen, aber ich darf. Sie glauben offenbar, daß durch Zuwanderung die Arbeitslosigkeit unter den Einheimischen steigt. Sie denken leider statisch. Glauben Sie mir, der sich ein wenig mit Ökonomie beschäftigt hat: In Wirklichkeit besteht dieser Zusammenhang nicht.

KOSITZA: **Also! »Statisch« denkt doch wohl jemand, der (Sie: »unverschämterweise«) einen Haufen Kinder in die Welt gesetzt hat und ehrgeizige Erziehungsziele verfolgt, grad nicht! Logisch gilt mir – alte Irokesenweisheit – die siebte der kommenden Generationen mehr als jemandem ohne Kinder. Und, ha, wie Sie es se-**

hen, sind dann meine Kinder wohl Gewächse des sozialistischen Wohlfahrtsstaats? Da dank ich gleich doppelt! Ihnen ironisch, der Wohlfahrt im Ernst! Mir ist klar: auf ein (womöglich höchstpersönliches) Einzelschicksal zu fokussieren kann trügerisch sein. Dennoch, bleiben wir dabei und nennen wir es den demographischen Aspekt, dann ist es verallgemeinerbar. Und relevant!

Tatsächlich ist es so, daß meine große Sympathie mit den libertären Ideen durch einen Artikel von Andreas Tögel in der *eigentümlich frei* vor etwa einem halben Jahr auf den Prüfstand gestellt wurden. Tögel schrieb, mit Intention gegen den Sozialstaat: »Ist es für die einen besonders wichtig, ihre Kinder ›gratis‹ zur Schule schicken und später studieren lassen zu dürfen, ist es für die anderen die Aussicht darauf, im Bedarfsfall ›kostenlos‹ ein Hüftimplantat verpaßt zu bekommen. Die einen fahren gerne mit der hochsubventionierten Eisenbahn, während die anderen es schätzen, zu moderaten Tarifen die staatlichen Theaterbühnen besuchen zu können. (…) Auf diese Weise fühlt sich am Ende jeder irgendwie als Profiteur der ›sozialen Umverteilung‹«. Da merkte ich: Ich profitiere ja auch! Deutlich! Als Bahnfahrer, Operngänger, Kinderhaber! Und ich finde es gut! Nein, mehr: Ich halte es, gerade in den von Tögel markierten Beispielen, für sinnvoll! Es gibt Hunderte Dinge, die ich nicht subventioniert sehen will, etwa alles, was mit Propaganda zu tun hat. Weg damit! Bildung, Kultur und Gesundheit sind für mich hingegen Güter, die der Staat auch für Kreise jenseits einer finanzkräftigen Elite kostengünstig bereitstellen sollte. Was die fünfziger Jahre angeht, (übrigens eine Zeit, in der meine Eltern von deren Eltern zur achtjährigen Volksschule verdonnert wurden, weil's anders nicht leistbar war): Ich werde seit Jahren nicht müde, die Verdienste von Franz-Josef Wuermeling zu preisen! Wuermeling, der von 1953 bis 1962 Familienminister war, hat immer betont, daß Familienpolitik nicht Sozial-, sondern Staatspolitik sein müsse. Wuermeling hatte klar erkannt, daß der ökonomische Druck, dem kinderreiche Familien im Verhältnis zu kinderarmen ausgesetzt wurden, einen radikalen Rückgang der Geburtenziffern bewirkte: »Der Leistungslohn, volkswirtschaftlich eine Notwendigkeit, steht dem Ledigen in gleicher Höhe zu wie dem Familienvater. Letzterer ist daher mit seiner Familie der Entbehrung preisgegeben. In höheren Einkommensschichten wird die Familie mit mehreren Kindern in der Regel vom Lebensstandard ihrer sozialen Schicht ausgeschlossen«. Wuermelings Wirken – er führte das Kindergeld ein – war segensreich! Sein Credo: Kinderreiche Familien sollten sich »auch wirtschaftlich wieder einigermaßen gleichberechtigt innerhalb der sozialen Schichten bewegen können, in die sich der Familienvater durch Fleiß und Leistung heraufgearbeitet« habe. Sie, Herr Lichtschlag, hingegen würden wohl sagen: »Okay, der Papa hat sich beim Karnickeln verhoben. Sein Pech, wenn die Knete nur für eine mittlere Bildung seiner drei, vier Kinder langt. Muß er sehen, daß er einen privaten Förderer findet.« Aus dieser Sicht handelt derjenige klug, der einfach nur seine 1,3 Kinder in die Welt setzt und denen eine gute Ausbildung gönnen kann. Ach so, dann haben wir einen Fachkräftemangel? Nehmen wir doch Ngoc-Phung oder Ajwad als Ersatz, die sortieren oder programmieren auch nicht schlechter. So geht doch die marktwirtschaftliche Logik? Übrigens, apropos »ausweichen«: Not my kind! Was genau meinen Sie?

Lichtschlag: Liebe Ellen Kositza, ich hatte nicht gesagt, daß Sie »unverschämterweise einen Haufen Kinder in die Welt gesetzt haben« und auch das Wort »karnickeln« würde ich im Zusammenhang mit Kindern nie verwenden. Im Gegenteil, Sie haben meine Hochachtung für die sicherlich auch sehr gute Erziehung. Unverschämt sind in meinen Augen Ihre Ansprüche an Dritte in diesem Zusammenhang. Wir sprechen von der persönlichsten Angelegenheit überhaupt, eine intime Sache zwischen Eltern und Kindern und bestenfalls Gott, sicherlich aber kein Politikum oder sonstwie kollektives Ereignis. Aber da drehen wir uns langsam auch im Kreis. Mit Ausweichen meinte ich, daß ich immer noch nicht weiß, ob ich meine Ideen als ihrem Feindbild entsprechend betrachten muß. Aber ich versuche mal, nach allem Streit auch Gemeinsamkeiten festzuhalten. Die gibt es im Konkreten, wenn wir beide etwa die »Flüchtlings«Politik der Bundesregierung entschieden ablehnen, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Oder wenn wir beide staatliche Propaganda in jeder Form oder Gender-Indoktrinierung ablehnen, immerhin. Ansonsten halte ich fest, daß wir recht verschieden ticken. Ich kann Ihren Volkstick nicht wirklich nachvollziehen und Sie nicht mein Bestehen auf Freiwilligkeit im Miteinander sowie auf der ökonomischen Grundlage alles Handelns. Ich glaube, daß hier ein sehr tief sitzendes – vermutlich genetisch programmiertes – unterschiedliches politisches und Gerechtigkeitsempfinden berührt wird, das wir nicht wegdiskutieren, sondern nur festhalten können. Wenn dazu dieses Gespräch beiträgt, dann war es nicht umsonst, wie ich finde.

Kositza: Sie sagen es! Allerdings: Auch mit Ihrem beliebten Rückgriff auf die »genetische Prägung« überholen Sie mich ja quasi rechts! Ich würde sagen: Der Unterschied zwischen uns beiden kommt aus der Sozialisation – und der empirischen Betrachtung, die Sie vernachlässigen. Wenn meine Rede vom »Volk« als Bezugsgröße auch ein Tick sein soll, etwas eigentlich Krankhaftes also – dann befinde ich mich dennoch zurückblickend in bester Gesellschaft. Und ich bin mir sehr sicher, daß auch Sie im Zweifels- oder Ernstfall doch auch fix auf den Tick mit dem Volk gebracht werden, ganz einfach durch Fremdzuschreibung.

Mit Morgenstern möchte ich nun aber agonal und versöhnlich zugleich enden: Es gibt Unterschiede / Und soll sie geben / Nur kein fauler Friede / Lieber kein Leben! ■

Über das Machbare im Wirklichen

von Frank Lisson

Wagen wir beim Blick auf die Dinge einmal die erhöhte Perspektive: alle Fragen und Nöte, die uns heute quälen, dürften bereits in wenigen Jahrhunderten gegenstandslos geworden sein. – Und nun stelle man sich vor, daß auch noch in fünftausend oder gar zehntausend Jahren Menschen in Europa siedeln werden! So wenig man vor fünftausend Jahren ahnen oder sich ausmalen konnte, welche Entwicklungsstufen und Innovationen vor der Menschheit liegen, so wenig vermögen wir Heutigen abzuschätzen, was der Spezies noch bevorsteht. – Dieser Gedanke, in Ruhe betrachtet, läßt uns vielleicht ein wenig gelassener auf die ungeheuren Verwerfungen der Gegenwart blicken.

Denn mit großer Wahrscheinlichkeit dürfte bereits in fünfhundert Jahren der Europäer dem heutigen Menschen fremder geworden sein als wir uns vom Europäer von vor fünftausend Jahren unterscheiden. Immerhin heißt es von Seiten der Regierenden, daß wenigstens Deutschland sich in den nächsten Jahren »bis zur Unkenntlichkeit verändern« werde.

Doch jede Wirklichkeit und damit auch jede Machbarkeit steht mehr unter dem Einfluß des Zeitalters als unter dem des politischen Systems. Denn Systeme sind keine eigenständigen Gebilde, sondern spiegeln zumeist nur die politische Form, den »Willen« und mentalen Zustand des Zeitalters wider. Einem Zeitalter kann man nicht entkommen, selbst wenn man dessen typischstes Gebilde stürzte. Daher sind fast alle Menschen immer Instrumente ihres Zeitalters, besonders dort, wo sie instinktiv Gehorsam leisten. Gegen ein Zeitalter kann man nur denkend vorgehen, man kann sich ihm nur denkend entziehen.

Das ist in der Geschichte immer wieder geschehen. Doch gelang es nie, eine Sache dann noch zu drehen, wenn sie sich bereits in vollem Gange befand. 1938 wäre das Dritte Reich von innen heraus nicht mehr aufzuhalten und jeder Protest dagegen wirkungslos gewesen. Aus den gleichen Gründen gab es 1961 kein Einschreiten gegen den Mauerbau, und kein Prominenter ruft heute zum Widerstand gegen das hiesige Regime auf – denn dies hätte jeweils nur das eigene Verhängnis zur Folge.

Was auch immer an historischen Potenzen derzeit wirksam wird: Fest steht, daß sich die gesamte Menschheit auf einer Entwicklungsstufe befindet, die in der Weltgeschichte nur wenige, vielleicht gar keine Vergleiche zuläßt. Seinen bisher größten Identitätswandel erfuhr Europa im Übergang vom Heidentum zum Christentum. Mehr als dreihundert Jahre benötigte dieses Ereignis allein bis zur Konstantinischen Wende, um danach Europa erstmals »bis zur Unkenntlichkeit zu verändern«. Das Ziel war auch damals schon, einen »neuen Menschen« hervorzubringen, an den wir uns seit gut tausendfünfhundert Jahren so sehr gewöhnt haben, daß wir ihn nicht missen wollen. Heute können wir, wenn wir nur genau hinschauen, beobachten, wie mit der beinahe gleichen entwicklungsgeschichtlichen Notwendigkeit, mit der einst aus Heiden Christen wurden, nunmehr aus Abendländern hochflexible Konsumweltbürger hervorgehen. Der sozialpsychologische, gewissermaßen genetische Zusammenhang beider Ereignisse wird gerne übersehen. Das uralte europäisch-orientalische Streben nach totaler Organisation aller Dinge unter einem monotheistischen Weltstaat und Schöpfergott, das es so nur in Eurasien gab, manifestiert sich heute in der One-World-Vision. Der moderne Einheitsmensch, dazu beauftragt, sämtliche Verschiedenheiten abzuschaffen, ist der Vollender dieser Sehnsucht. Das Verlangen nach einer universalen Weltordnung, die alle Menschen hierarchisch oder in Gleichheit umfaßt, kam freilich schon im Hellenismus auf: politisch geäußert durch den Oekomene-Gedanken Alexanders, philosophisch durch die Stoa.

Einer der wenigen historischen Akteure, die sich gegen die großen Tendenzen ihrer Zeit stellten, war der römische Kaiser Julian (331–362), der versuchte, die von seinem Onkel Konstantin I. eingeleiteten Schritte in das christliche Zeitalter rückgängig zu machen und reichsweit die alten Kulte wieder einzuführen. Er scheiterte jedoch in allen seinen Absichten und fiel alsbald im Kampf gegen die Perser. Der Haß, der ihm aufgrund seines »unverständigen Widerstrebens gegen den Zeitgeist« (David Friedrich Strauß) von Seiten der Vertreter des heraufziehenden neuen Weltalters entgegenschlug, deckt sich frappierend mit dem des heutigen Regimes auf alle Gegner herrschender Politik und Propaganda: für Theodoret war Julian »ein ›häßliches,

stinkendes Schwein‹, Hieronymus nannte ihn einen ›wütenden Hund‹, dessen Tod die wohlverdiente Strafe für seine ›unverschämte Zunge‹ gewesen sei«, wie Alexander Demandt in seiner *Geschichte der Spätantike* bemerkt. Und auch im Vernichtungseifer gleichen sich fast alle aufsteigenden Zeitalter, ähnlich den Gotteskriegern diverser Glaubensrichtungen: »Das Serapeion galt neben dem Capitol als das schönste Bauwerk der Welt. 391 wurde es auf Anweisung Kaiser Theodosius I. bis auf die Fundamente niedergerissen, auf den Trümmern entstand ein Kloster.«

Was also bleibt zu tun? Die größte Schwierigkeit besteht darin, die Machenschaften der Leittendenzen seines Zeitalters zu erkennen, um sich nicht davon vereinnahmen zu lassen, sofern man statt an der Welt als ihr ausführendes Organ an sich selber tätig sein will. Mancher stirbt an der Welt, weil sie ihn zerdrückt, denn niemand ist der Welt gewachsen. Man bedenke: Was könnten wir sein, was könnte aus uns werden, wenn ein feindliches Weltalter uns nicht daran hinderte? Denn die Welt macht den Menschen, noch bevor er sich an die Welt machen kann.

Das Kind läßt alles mit sich machen, da es sich, ähnlich dem Tier, selber in keinem Sinnzusammenhang einzubinden vermag. Beide, Tier und Kind, werden allein durch den Fluchtinstinkt gesteuert, der einsetzt, sobald Gefahr droht. Eine andere »notwendige Regung« gibt es für sie nicht. Wird hier, im Raum der ersten Instinkte, nichts entschieden, bleibt die Welt ein sinnfreier Ort bloßen Daseins. Kind und Tier stehen buchstäblich sinnlos in der Welt, woraus deutlich wird, daß die Dinge erst in einen künstlichen Zusammenhang gebracht und zu einem Ereignis werden müssen, damit sie eine Welt ergeben, in der sich sinnvoll leben läßt.

Und doch ist niemand direkte Folge äußerer Ereignisse. Vielmehr stellt jeder nur ein Wahrscheinlichkeitsverhältnis dar; zusammengesetzt aus den jeweils vorhandenen Dingen, Eigenschaften, Möglichkeiten, die alle aufeinander reagieren und erst das tätige Ich erzeugen, das daraufhin unteilbar geworden ist. Was wir sind, sofern wir etwas sind, sind wir allein aus uns selber, ohne irgendeine Verbindung zu etwas anderem. Dieser Umstand wird selten bemerkt; er ist aber um so wichtiger bei der Betrachtung zeitgeistiger Phänomene, zwischen denen wir uns permanent bewegen, während wir die Welt bedenken. Die Welt bedenken heißt, sie mit sich selber zu konfrontieren aus der Unschuld eigener Originalität und Voraussetzungslosigkeit im Sinne einer den Dingen »leiblich« entbundenen Nachkommenschaft. Jeder Mensch ist ein für sich gesetztes, unzusammenhängendes Ereignis, fähig, alle anderen Ereignisse der Welt mit dem eigenen Ereignis ins Verhältnis zu setzen, um darüber die Welt, je nach Begabung, sich selber abzubilden. Denn die Dinge verhalten sich zum Betrachter dessen Fähigkeiten gemäß, ohne jedoch von jeweils »anderer Art« zu sein. So kommt es, daß Menschen die gleichen Dinge verschieden auffassen, weil unterschiedliche Wahrnehmungsleistungen sie dazu befähigen.

Die (von uns) geschaffenen Dinge verstellen uns den Blick auf die von sich aus seienden Dinge. Dadurch treten wir in ein anderes Verhältnis zur Welt, die wir von nun an als eine von uns »gemachte« und »gedachte« verstehen wollen, und nicht mehr als »Welt an sich«, das heißt als etwas, das für sich selber so besteht, wie es sich den Sinnen zeigt. Denn die von sich aus seienden Dinge waren bereits in der Welt, bevor es Sinne gab, die den Dingen bestimmte Eigenschaften verliehen, welche wiederum den Fähigkeiten der Sinnenträger entsprachen, da er sie sonst gar nicht hätte erkennen können.

Ohne Spiegelneuronen keine Gottesvorstellung, ohne Hormone kein Liebesverlangen, überhaupt keine Lust. Das Konstitutive bio-chemischer Reaktionen macht also erst den Menschen; es macht ihn aber zugleich auch zu jenem Apparat, der sich seine Funktionalität nicht eingestehen will, sondern sich für etwas hält, was einen »Sinn« darüber hinaus zu suchen hätte. So hindern gerade diese Funktionen uns daran, jene Tatsache ihrem vollen Umfang und ihrer ganzen Tragweite nach zu registrieren. Deshalb nehmen wir unsere Funktionen freudig an, wollen sie selber – statt die Tatsache ihres Bestehens – für die »Wahrheit« halten, wodurch ein objektiver Blick auf den Menschen beinahe unmöglich wird. So bleibt der Mensch oft sogar hinter seinen geringsten Erkenntnismöglichkeiten noch zurück, weil er ängstlich ist und träge, und sein Denken schneller ermüdet als sein Handeln; ja, weil sich seine Physiopsychologie evolutionär langsamer entwickelt als der Mut zur Evidenz einzelner Exemplare.

Die verschiedenen, teils verfeinerten Spielarten der Kulturen haben uns vergessen lassen, wonach der Mensch seiner Natur nach eigentlich verlangt. Wer heute vom Menschen mehr erwartet als dessen bloßes Menschsein, das sich von Generation zu Generation weitergibt, bekommt regelmäßig einen Schlag ins Gesicht, so als wolle das Leben den Unvorsichtigen dafür bestrafen, daß er sich von den Üblichen zu weit entfernte und sie dadurch brüskierte; sie, die doch nichts sein wollen als bloße Menschen, Bio-Maschinen, Machtapparate, deren strenge, unerbittliche Natur sie als jene Gattungswesen präsentiert, die sie sind. Niemand weicht davon ab, der nicht von der Herde bestraft und übergangen werden will. Die Natur selber ist hier am Werk; ihr in die Karten zu schauen wird von den natürlichsten Menschen stets als Hochverrat am Menschen geahndet.

Doch unser Gehirn läßt sich nach den verschiedensten Richtungen hin trainieren; fast jeder ist zu fast allem fähig, wenn er nur lang genug übt. Folglich ist das Gehirn ein Anpassungsorgan der erstaunlichsten Art, dessen Fähigkeiten aber nur deshalb entstanden sind, um seinen Träger zu erhalten. Zugleich erlaubt es dem Menschen aber auch, sich gegen sich selber zu richten, der Natur zu widerstehen; ebenfalls

durch Exerzitien. Die Natur hat erst im Menschen aufgehört, statisch oder bloß zweckorientiert zu sein. Daher ist allein für den Menschen das bloße Leben »der höchsten Dinge nicht«!

Und schon bemerken wir die Identität von Denken und Sein! Doch warum entstand überhaupt Denken und nicht vielmehr bloß Natur? Wie verhält sich Denken zur Natur, dessen Teil es doch ist? Denn es gibt nichts und kann nichts gehen, das nicht Natur wäre. Und doch: warum ging das Sein über das Denken solche Wege? Was wäre das Ganze der Welt ohne die Entstehung des menschlichen Gehirns? Was war es vorher? Unsere Erfahrungen lassen sich auf das Ganze der Welt nicht anwenden; wahrscheinlich ist der Mensch nur ein geringer Teil undurchschaubarer Möglichkeiten im Labor der Dinge; sämtliche Lebensformen sind vielleicht bloß experimentelle Ausdrucksweisen materieller Reaktionen kosmischer Phänomene, von denen uns nur die wenigsten bekannt sein können.

Literaturhinweise:

Alexander Demandt: *Geschichte der Spätantike,* München 2008;

Julius Kaerst: *Geschichte des Hellenismus,* Leipzig/Berlin 1926;

Jacob Burckhardt: *Weltgeschichtliche Betrachtungen (Über das Studium der Geschichte, 1868–1871),* zuerst Berlin [u.a.] 1905;

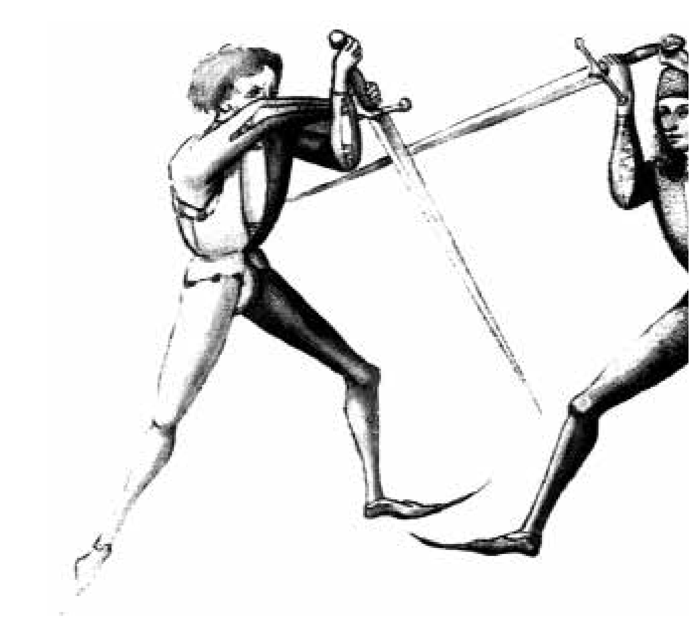
David Friedrich Strauß: *Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige,* Mannheim 1847;

Goethes Gespräche mit Eckermann, Leipzig, o.J.

So macht jeder Blick auf die natürlichen Steuerungsfunktionen schaudern. Vor dem Hintergrund unserer heutigen Naturerkenntnis müßten wir eine komplett andere Auffassung als bisher darüber gewinnen, was Leben eigentlich ist. Dennoch halten sich hartnäckig die alten Mythen aus den Kindertagen im kollektiven Bewußtsein, und ertönt überall das Verlangen nach einer erneuten Mythologisierung des Lebens als Antwort auf die entgötterte Welt. – Auch hierin verrät sich, wie wenig wir über unsere Abläufe selber entscheiden und wie sehr wir Widerhall eingespielter Gattungsvorgänge und Gewohnheiten sind.

Die menschliche Neigung, der Trieb zum Dogmatismus hat von jeher allen Streit in der Philosophie verursacht. Entweder, weil verschiedene Dogmen aufeinanderstießen, oder weil sie von ohnmächtiger Stelle aus angezweifelt wurden. Freilich besteht das Fruchtbare aller Erkenntnis nun gerade darin, daß sich an diesem Macht-Ohnmachtsverhältnis bis heute nichts geändert hat und auch nie etwas ändern wird. Die Dogmen eines Zeitalters oder Regimes bilden stets die mächtigste Wirklichkeit, gegen die anzugehen fast immer den Ausschluß aus dem Spielkreis des Wirksamen, ja Machbaren bedeutet. Eine vielleicht richtige Sache zur falschen Zeit – und eine solche kann Jahrhunderte dauern! – auszusprechen oder bestimmte Verhaltensmuster nicht zu übernehmen, führt beinahe notwendig dazu, sich allem zu entfremden und das Machbare nur noch in sich selber zu finden.

Diejenigen also, die sich von den Leitmedien, der Europäischen Kommission, von Google, Wikipedia, Facebook, Amazon usw. nicht vorschreiben lassen wollen, wie sie zu denken und zu handeln haben, werden wieder lernen müssen, was es heißt, im inneren Exil zu leben. Nimmt doch das Maschinenmenschenwesen bereits darin seinen Anfang, daß heute jeder ein Auto fahren, einem virtuellen Netzwerk angehören und ein Smartphone handhaben muß, um ein vollwertiger Spielteilnehmer zu sein. Jahrtausende lang kamen die Menschen ohne Motoren, Microsoft, Mobiltelephon aus. Von nun an beginnt das Zeitalter, da all diese Dinge nicht mehr aus der Welt zu schaffen sind – und zwar nie mehr! Der Weltzustand davor ist unwiederbringlich verlorengegangen – und mit ihm die Stille, das echte Alleinsein, der bis dahin authentische Mensch. Und jeder Widerstand oder auch nur Einspruch gegen die technisch-politische Züchtung des »neuen Menschen« hat den gleichen Aussortierungseffekt zur Folge wie vor tausendsiebenhundert Jahren. Machbarkeit bewegt sich stets in den Grenzen vorhandener Wirkungsfelder. – Was also tun, wenn es aus den Gesinnungszwängen keine Fluchtmöglichkeiten mehr gibt, weil Regime und Zeitalter global agieren? Dann liegt man plötzlich mit der gesamten Wirklichkeit im Streit.



Der Kulturmensch in uns muß sich darüber empören, daß die Sozietäten selbst an ihren besten Eigenschaften immer wieder verderben, oder daß die Hure Europa ihre Freier auch noch bezahlt. Der Weise dagegen bemüht sich um einen weltgeschichtlichen Blick, der ihn über die tagespolitischen Dinge erhebt. Denn es gibt eine Weisheit der Selbstgenügsamkeit und des unbedingten Schauens, wie sie die Alten und der späte Goethe noch erstrebten. Ein solcher Mensch »empfindet zu viel Satisfaktion in seinem Innern, als daß ihm die Welt etwas geben oder nehmen könnte.« – Glücklich weiß sich daher vielleicht der Eigenmächtige, dem dies gelingt. ■

Rückgebundene Mobilmachung

von Götz Kubitschek

1. »Was wir sind, sofern wir etwas sind, sind wir allein aus uns selber, ohne irgendeine Verbindung zu etwas anderem,« schreibt Frank Lisson im voraufgehenden Text. Ich wollte zu ihm eilen, um ihn zu fragen, ob er das ernst meine – aber zu tief reichen meine Wurzeln, zu eng ist die Rückbindung an das ganz Andere, als daß ich es dorthin noch einmal schaffte, wo derlei immer wieder ernsthaft diskutiert wird.

2. Es gibt in einem Roman des rumäniendeutschen Schriftstellers Hans Bergel, in dem Familienepos *Die Wiederkehr der Wölfe,* folgende grandiose Szene: Zur Sicherung der für die Kriegsführung lebenswichtigen Ölquellen von Ploiesti wird ein deutsches Panzerregiment nach Rumänien verlegt. Das Land selbst gilt als Verbündeter, aber insgesamt doch als unsicherer Kantonist. Dieser Unsicherheit soll mit einer Machtdemonstration ein Ende gesetzt werden, mit einer Panzerparade in der Hauptstadt. Bergel beschreibt, wie sich am frühen Vormittag die Bukarester Bevölkerung an den Straßenrändern einfindet und wie dann, nach einer langen Spanne des Wartens, ein einzelner Geländewagen über die breite Straße und rund um den Platz fährt, darin stehend der kommandierende General, regungslos, die Tribüne kurz grüßend, und über dem Kragen seiner Uniformjacke blitzt das Ritterkreuz. Es ist wieder still, nur kurz, denn dann beginnt es zu grollen, und wie Urwesen rollen die Panzer heran, langsam, einer nach dem anderen, auf der Kette drehend, den Platz überquerend. Aus der Turmluke grüßen die jungen Kommandanten, wie Kriegsgötter, schreibt Bergel, wie aus einem Guß, entschlossen, bereit, unerschrocken, feuergetauft, und das erstarrte Volk begreift, daß diese Krieger, die aus dem siegreichen Deutschen Reich stammen, nun weiterrollen gen Osten, und daß sie aus einem anderen Holz geschnitzt sind als jene, die noch nicht entschlossen in die Notwendigkeit der Zeit sich gefügt haben. Als der letzte Panzer verschwunden ist, grüßt der General noch einmal, noch immer stehend, aus seinem Wagen; dann fährt er davon.

Was da an den Bukarestern vorbeirollte, war ein kleiner Teil jener »Totalen Mobilmachung« (Ernst Jünger), die in Deutschland emotional unmittelbar nach der Niederlage des Ersten Weltkriegs, physisch und organisatorisch dann unter den Nationalsozialisten mit voller Wucht in Angriff genommen worden war. Sie setzte sich im Rahmen dieser Panzerparade zusammen aus einem Fuhrpark auf der Höhe des technisch Möglichen, aus Soldaten, die im Sinne des »Arbeiters« von Ernst Jünger zu heroischen, opferbereiten Teilen im Getriebe einer auf den totalen, den Weltanschauungskrieg hin ausgerichteten Maschinerie geworden waren, aus einer Gesamtorganisation also, als deren Teil-Keil die Panzer durch Bukarest paradierten, in Form gebracht durch eine Verbindung von modernstem technischem Geist, ideologischer Aufladung und vor allem dem Grundgefühl, daß der Weltenlauf nichts Festgelegtes sei, sondern etwas, das man zwingen könne.

Leser der geschichtsphilosophischen und detailhistorischen Werke Ernst Noltes, Stefan Scheils und Karlheinz Weißmanns wissen um die These vom Nationalsozialismus als dem denkbar radikalsten, völkisch-nationalistischen Gegenentwurf zur denkbar radikalsten, entortend-internationalistischen Infragestellung der alten Welt, mithin zur Herausforderung, dem Welterklärungs- und Welteroberungsanspruch und der reellen Bedrohung durch den Bolschewismus sowjetrussischer Prägung. Armin Mohler war Zeitzeuge jener Epoche und vor allem des Beginns einer weltanschaulichen Auseinandersetzung, die den Krieg im Osten von vornherein und fundamental unterschied von den Feldzügen gegen Polen, Frankreich oder auf dem Balkan. Mohler berichtet in seinem autobiographischen Werk *Der Nasenring,* wie er im Juni 1941 in Basel vom Angriff Deutschlands gegen die Sowjetunion hörte und sofort wußte, daß es nun für Europa ums Ganze gehe. Das war nun kein gehegter, lokaler Krieg mehr: Zwischen Sowjetrußland und dem nationalsozialistischen Deutschland wurde eine Deutungsschlacht ausgetragen, und bekannt ist, daß sich nicht nur der Schweizer Armin Mohler mit seinem illegalen Grenzübertritt und seiner (letztlich gescheiterten) Freiwilligenmeldung in eine der internationalen Divisionen der Waffen-SS auf die deutsche Seite schlug: Hunderttausende Freiwillige aus ganz Europa kämpften bis 1945 an deutscher Seite nicht so sehr für das Dritte Reich Hitlers,

sondern vor allem gegen den Bolschewismus und seinen möglichen Griff gen Westen.

Es steht außer Frage, daß die bolschewistische Vernichtungsdrohung tatsächlich gegeben war: Die Kollateralschäden des bolschewistischen Umbaus hin zu einem Kollektiv Neuer Menschen waren plastisch, das große, entsetzliche Gesellschaftsexperiment lief nicht weit entfernt von der eigenen Haustür ab: Die Akteure um Lenin und Trotzki verfügten über eine Gesellschafts- und Revolutionstheorie, glaubten also an die Vorhersehbarkeit, Planbarkeit und Machbarkeit der geschichtlichen Entwicklung auf einen Endpunkt und Endzustand hin und waren in der Lage, diesen als unumgänglich beschriebenen Ablauf mythisch aufzuladen und ohne Skrupel in Gang zu setzen, in dem Bewußtsein, daß Hunderttausende und Millionen Opfer nichts wögen gegen die Durchsetzung der historischen Notwendigkeit und einer auf einen Dauerfrieden eingerichteten Endzeit.

Der bolschewistische Verwirklichungsweg der kommunistischen Grundtheorie ist in diesem Sinne ein Moderneprojekt schlechthin: Er ist emanzipatorisch, er ist technik- und fortschrittsorientiert, er ist materialistisch, zuversichtlich und organisationsoptimistisch, er ist ein Tabula-rasa-Modell: unwillig gegenüber natürlichen Hürden und Widerständen, sogar und vor allem gegenüber der menschlichen Natur, ihrer Bedingtheit, Unberechenbarkeit, Unfertigkeit, Individualität und Vielfältigkeit gegenüber. Und er ist in seiner Verknüpfung aus wissenschaftlicher Herleitung und fanatischem Glauben an die alleinige Richtigkeit eben dieses geschichtlichen Weges unerbittlich im Kampf gegen jeden abweichenden Impuls und jedes abweichende Gebilde: Die bolschewistische Erhebung war die Totale Mobilmachung gegen die Bremser des vermeintlich notwendigen Ablaufes der Weltgeschichte.

Denn der Kommunismus folgt notwendigerweise auf jedem seiner Verwirklichungswege der Einebnungstendenz, der Entortungstendenz und überhaupt der Auflösungstendenz, und er ist damit ja eine Schwester der radikalliberalen Ideologie, deren emanzipatorischer, vordergründig antihierarchischer, nivellierender Impuls sich ebenfalls gegen all jene Faktoren wendet, die der materialistischen Ausrichtung des Menschen und seiner Verfügbarkeit als Konsum- und Arbeitsnomade im Wege stehen: Glaube, Ort, Herkunft, Geschichte, Familie, geistige Freiheit.

Hätte man nun dieser vernichtenden Kraft- und Energiezusammenballung anders entgegentreten können als wiederum im Rahmen einer Totalen Mobilmachung? Hätte man der eigenen, physischen Infragestellung durch eines der großen Auflösungsprojekte der Moderne anders entgegentreten können als durch einen ebenso schlagkräftigen physischen Gegenentwurf? Mußte man nicht zwingend im Kampf gegen modernste Mittel selbst zu modernsten Mitteln greifen, und zwar selbst dann, wenn man nicht nur die modernsten Mittel des Gegners zu bekämpfen hatte, sondern ihn selbst als den Träger einer Macher-Moderne und durch ihn also sozusagen die Moderne höchstselbst?

Die deutsche Tragödie wird gespeist aus dem Umstand, daß der Nationalsozialismus von sich zwar behauptete, gegen die Auflösungs- und Entortungswucht seiner bolschewistischen und liberalistischen Todfeinde anzutreten und durch einen Sieg in diesem Weltanschauungskrieg das Deutsche zu bewahren – letztlich aber selbst so gründlich das Gewachsene und Hergebrachte, das Abendländische, Christliche und Maßvolle zerstörte, daß auch er nichts weiter war als eine Vergewaltigung: der Versuch nämlich, den Menschen neu zu konstruieren, hochmodern, biologistisch, rational, dabei den Idealismus und die Grundgläubigkeit gerade junger Menschen einberechnend und pervertierend. Für Deutschland zu kämpfen bedeutete nämlich stets und ausweglos zugleich für Hitler zu kämpfen, also etwas zusammenzuschnüren, was aus rückgebundener Warte schlechterdings unvereinbar war.

Und so endete der von vornherein maßlose Weltformungsanlauf des Dritten Reiches in einem vollkommenen Desaster, und die jungen Krieger aus Bergels Roman kehrten aus dem Osten nicht wieder. Zwei Jahre später paradierten die Panzer der Roten Armee durch Bukarest, bevor sie ihre Rohre nach Westen richteten und durch die Karpaten in die pannonische Tiefebene vorstießen.

3. Die Frage lautet: Kann man mit modernen Mitteln gegen die Moderne selbst antreten, oder verändert einen die Wahl dieser Mittel nicht selbst ganz und gar in einen Teil dessen, was zu bekämpfen und zurückzudrängen man sich auf die Fahnen geschrieben hat? Über nichts anderes hat ja zu sprechen, wer über den Widerstand gegen die Entwurzelung, die Überfremdung, die Entzauberung, Entheiligung und Vernutzung der Welt spricht, und über den taxierenden Blick auf unser Land, auf unsere Ressourcen, auf die Humanressourcen anderer Länder, und auf die Frage hinter diesem taxierenden Blick – ob nämlich Entortung und Entwurzelung durch Einwanderung dort unproblematisch sei, wo sie uns nützt. Aber bereits in genau dieser Formulierung der Frage liegt doch schon die wahrhaftig rückgebundene Antwort: Allenfalls aus der Bodenständigkeit in die Vertikale aufgerichtet widersteht der Mensch im Wortsinne, denn wie sollte er im Hasten und Fuchteln, im Herumliegen oder Herumirren gegen etwas standhalten können?

4. Vor einigen Monaten traf ich mich in Köln mit einem Publizisten, der seit Jahren in einer Mischung aus präziser Alltagsbeobachtung und konservativer Ableitung den ganzen Wahnsinn der Überfremdung Deutschlands notiert. Dieser Mann läßt es in seinen Artikeln nicht an einem gewissen Furor gegen das fehlen, was »uns« von »unserer« Regierung aufgebürdet werde und was seiner Meinung nach zu einem unwiderruflichen Ende der westlichen Zivilisation führen müsse. Zwei Anker in seinen

Äußerungen: Es gebe noch immer ein »wir«, und es gebe eine zu verteidigende westliche Wertegemeinschaft. Daran ließ sich anknüpfen, und es war auch nur vordergründig problematisch, daß der Publizist zunächst eine Distanzierungsformel aussprach: Er selbst kritisiere, im Gegensatz zu mir, das System an sich nicht, sondern beabsichtige, die Integrationskräfte der Zivilgesellschaft zu stärken.

Derlei Eröffnungen gehören zum Ritual, und im Falle des Publizisten bot sich die Gelegenheit, sofort in *medias res* zu gehen: Denn mich interessiert das bisher aus irgendeinem unerfindlichen Grund noch nicht ausgepackte Instrumentarium der zivilgesellschaftlichen Integrationsmittel über die Maßen, ich brenne darauf, diese Wunderwaffe mobilgemacht zu schauen und in ihrem Wirkungsfeuer zu studieren.

Das Gespräch kam also gut in Schwung, und es zeigte sich nach kurzer Zeit ein großes Interesse des Publizisten an den Erfahrungen deutscher Soldaten, die in Afghanistan nicht nur logistisch tätig waren, sondern tatsächlich »die westliche Wertegemeinschaft« mit der Waffe in der Hand verteidigten. Ob da geschossen und getötet worden sei? Ob ich Leute kennte, die getötet hätten? Ob ich wüßte, mit welchen Gewissenskonflikten da im Nachhinein zu kämpfen sei – oder ob so etwas glatt durchgehe, weil doch die Guten immer gut schlafen können, wenn sie das Böse vernichtet haben, und so weiter. Ich gab einiges aus den Gesprächen wider, die ich mit einsatzerfahrenen Soldaten tatsächlich hatte führen können, auch mit solchen, die außerhalb der Bundeswehr und innerhalb einer der privaten Militärfirmen gekämpft hatten, die im Irak und in Afghanistan zuhauf den Dreck schaufeln.

Der Publizist hörte zu und gab dann ein Bekenntnis ab, das zugleich eine Selbsteinschätzung war: Er vermute von sich, daß er kalt abziehen, ohne Pulsbeschleunigung töten und danach wie ein Kind würde schlafen können, wenn es darum gehe, dem mittelalterlichen Gesindel zu zeigen, von welcher Höhe herab man die eigenen Stadtmauern zu verteidigen gedenke.

Ich fragte: Unsere Stadtmauern in Afghanistan? – Ja, natürlich, antwortete er. – Oder doch hier in Köln? – Ja, natürlich, auch hier, und wir würden ihn noch erleben, diesen heißen Tanz.

Ich gab dann zu Protokoll, daß es mir vermutlich den Schlaf rauben würde, wenn ich töten müßte, aber diese Auskunft war so unheroisch, daß der Gesprächsbogen eine Delle erfuhr und sich erst wieder aufschwang, als wir über die von dem Publizisten ins Gespräch gebrachte Mobilmachung der Zivilgesellschaft gegen ihre Bedrohung durch die Überfremdung sprachen. Über des Publizisten drei Widerstandsempfehlungen war ich nicht überrascht: AfD wählen, das Richtige an der richtigen Stelle publizieren und am Grundgesetz entlang erziehen, mittels Kitapflicht. Das ist für jemanden, der in den Grundlagen der westlichen Wertegemeinschaft keine Fehlentwicklung sieht, der also keine Verheerung des Geistes erkennen mag und in der Vernutzung aller Bestände keinen geisttötenden und entortenden Mechanismus, konsequent und folgerichtig gedacht: Die Absorptionskraft des konsumgesteuerten, dekadenten Lebens, der emanzipatorische Individualismus – das sind Verlockungen, mit denen man zumindest einen Teil der global aufgebrochenen Wirtschaftsnomaden davon abbringen könnte, im eigenen Leben neben dem Streben nach materiellem und körperlichem Glück noch etwas mehr zu wollen. Und es ist immerhin eine ehrliche Antwort auf die Frage des »Wozu«, wozu sich verteidigen.

5. Aber es ist keine identitäre, keine im wahrhaftigen Sinne »rückgebundene« Antwort, sondern bloß eine innerhalb des Machbaren und der großen Organisationsleistung der Moderne. Um es zuzuspitzen: Der Liberalismus formt nicht ganz und gar einen neuen Menschen, sondern reduziert ihn, schleift ihm seine nichtverfügbaren Teile ab, leugnet Gott (oder belächelt ihn), leugnet jedenfalls das gnadenvoll Gegebene und findet so zu einer vermeintlich freien, natürlich aber um so süßer vergifteten Massenformierung.

Die Konsequenzen schlagen voll durch: Wir haben kaum noch Widerstandskraft, und davon müssen wir einen Teil auch noch darauf verwenden, den alten, gültigen Kerngedanken einer konservativen Revolution zu verwirklichen: das erst zu schaffen oder wieder freizulegen, was zu verteidigen sich lohnte. Denn wenn die Abwehrkräfte des Geistes, die Stabilität im Innern ausgehöhlt, verschüttet, gänzlich abgeräumt sind, gibt es kein verteidigungswertes »Wozu« mehr. Der physischen Überfremdung geht die geistige Überfemdung voraus, und deshalb darf es uns nicht wundern, wenn viele Deutsche kein Problem darin erkennen können, daß das deutsche Volk an sein Ende kommen könnte. Etwas, das es so oder so nur als Konstrukt gab, als etwas Aufgesetztes, Zufälliges, kann nicht verschwinden: Es war nie da. Dies ist dann die Stufe, die noch weit über die Verachtung des Eigenen hinausführt: Die völlige Unkenntnis des Eigenen, das fehlende Organ für irgendeinen Unterschied.

Rückgebundener Widerstand, rückgebundene Mobilisierung ist ein Zweifrontenkrieg. Wozu, das ist die zentrale Frage, leisten wir Widerstand? Leisten wir ihn nur gegen ein Zuviel an Fremden – und wären dort zufrieden, wo wir als Konsum- und Vernutzungsmonaden unter uns blieben, frei nach dem Motto: Schön ists in Gesellschaft des blinzelnden, letzten Menschen allemal dann, wenn es um uns herum nur deutsch blinzelt! Oder gehen wir darüber hinaus und leisten Widerstand gegen ein an sich falsches, weil mechanistisches, weil grundsätzlich vernutzendes, nur weltliches Bild vom Menschen, also gegen die sozialistischen Glücksversprechungen ebenso wie gegen die Konsumoptimierung des Menschen. Dies erst wäre Widerstand an zwei Fronten: gegen die Verheerung des Geistes, die Wüste in uns – und gegen den vollen Durchbruch der entortenden Konsequenzen dieser Verheerung, die im millionenfach aufgebrochenen, angeblichen Flüchtling eine ihrer Gestalten angenommen (oder gefunden) hat. ■

In der Videothek (I): Die Brücke am Kwai

von Ludwig Paul

David Leans *Die Brücke am Kwai* (GB 1957) spielt während des Zweiten Weltkriegs, im Jahre 1943. Ein britisches Bataillon wird von den Japanern gefangengenommen und in ein Lager auf der Insel Burma interniert. Dessen Kommandant, Oberst Saito (Sessue Hayakawa), verlangt von den knapp 300 Männern, eine militärstrategisch wichtige hölzerne Eisenbahnbrücke zu bauen, die über den Fluß Kwai führen soll. Er gibt ihnen drei Monate Zeit. Schon bei seiner ersten Ansprache gerät Saito in Konflikt mit Oberstleutnant Nicholson (Alec Guiness), der das Bataillon befehligt. Dieser pocht auf die Regeln der Genfer Konvention, die Japan nicht unterschrieben hat, und verweigert strikt die Zwangsarbeit für Offiziere, wofür Saito ihn drastisch bestraft – unter der glühenden Sonne sperrt er ihn in ein eisernes Behältnis. Der bald lebensgefährlich entkräftete Nicholson weigert sich dennoch standhaft, auf Saitos Forderungen einzugehen. Da die anderen Gefangenen nur halbherzig und führerlos arbeiten, stagniert der Bau. Saito läßt den halbtoten Nicholson befreien und in sein Büro bringen. Dort gesteht er ihm, daß er Harakiri begehen müsse, sollte die Brücke nicht rechtzeitig zustande kommen.

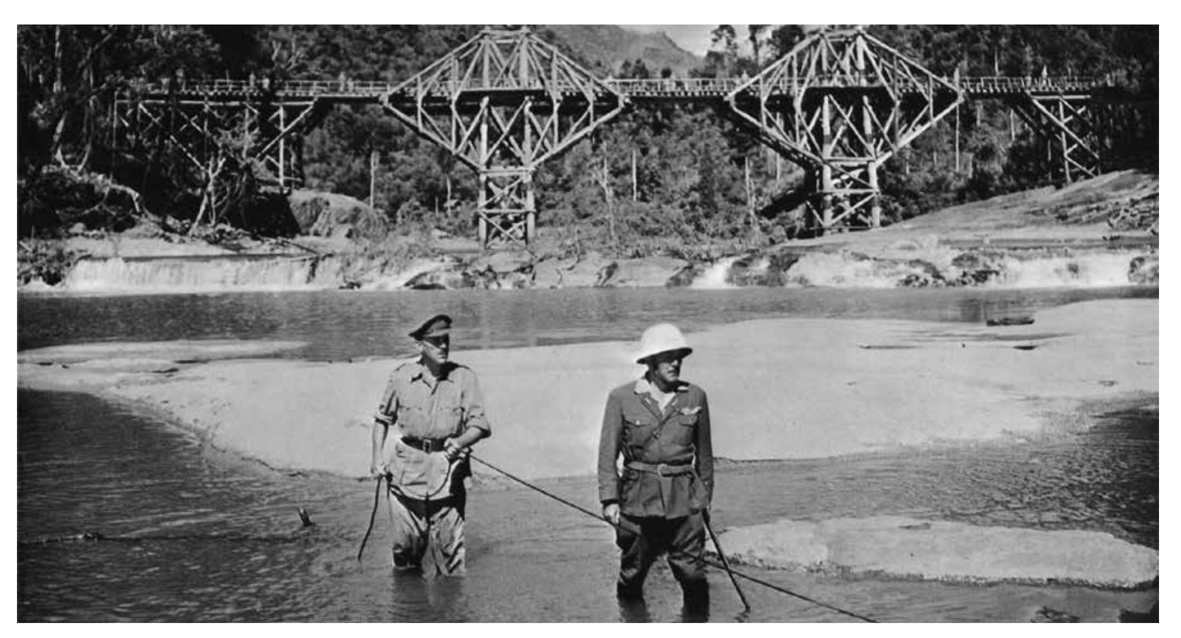
Die Machtdemonstration Saitos ist von Nicholson mit einer Demonstration seines eisernen Willens beantwortet worden. Trotz ungleicher Machtverhältnisse sind beide einander bis zu diesem Zeitpunkt etwa auf gleicher Augenhöhe gegenübergestanden. Saitos Versuch, Nicholson zu brechen und zu erniedrigen, ging nach hinten los. Sobald Saito als erster Schwäche signalisiert und zugibt, daß er selbst nicht mehr an die Machbarkeit des fristgerechten Baus glaubt, wendet sich das Blatt. Nicholson gewinnt Kraft und Haltung zurück; sein Status ist nun erheblich erhöht. Als Saito gar einen gesichtswahrenden Vorwand benutzt, für Nicholson wie seine Offiziere eine Amnestie zu erlassen, wird klar, daß er dringend ihre Hilfe braucht. Der Brite nutzt die Gelegenheit und läßt sich die alleinige Verantwortung für die Konstruktion übergeben.

Nun wendet sich auch ein Blatt im Hinblick auf die Sympathien, die beide Figuren auf sich ziehen. Solange Nicholson gepeinigt wurde, war man ganz auf seiner Seite und sah in Saito einzig den sadistischen Schinder. Doch nun wird die vermeintliche Überlegenheit des Briten, und damit der »weißen« über die »farbige« Welt, zum Thema. Nicholson präsentiert sich als Macher, Planer, Ingenieur, Könner, Zivilisierter, Diszipliniertер. Sein Stolz ist zugleich ein Attribut des kolonialen weißen, angelsächsischen Mannes. Der Film nimmt dazu eine zwiespältige Position ein: zum einen zeigt er Nicholson in anziehender Würde, Tatkraft und »Coolness«, zum anderen läßt er ihn immer überheblicher, verblendeter und selbstbezogener werden. Bald wird er an seiner eigenen Hybris scheitern. Saito gewinnt dagegen an menschlicher Erreichbarkeit, gerade weil er im Machtspiel der beiden unterliegt.

Die Arbeit an der Brücke beginnt. Bei einer ersten Inspektion entdeckt Nicholson Fehler im Bau; die Männer melden sich reihenweise aus fadenscheinigen Gründen krank, denn natürlich versuchen sie, den Brückenbau zumindest passiv, durch Schludrigkeit, zu sabotieren. Überraschenderweise reagiert Nicholson indigniert. Er befiehlt vielmehr gesteigerten, professionellen Arbeitseinsatz. Nun schreitet der Bau prächtig voran. Ein skeptischer Militärarzt spricht Nicholson darauf an: »Müssen wir eigentlich so gut arbeiten? Müssen wir denen eine bessere Brücke bauen, als sie sie selbst hinkriegen?« Ein Akt, der immerhin als nichts Geringeres als »Kollaboration mit dem Feind« ausgelegt werden könnte. Die Antwort, die er bekommt, greift zum ersten Mal auch das stabilisierende, ja geradezu lebenserhaltende Moment auf, das für Nicholson, den Offizier und *Homo Creator,* in seinem Schaffen für sich und die Nachwelt liegt. Die Brücke wird zu einer Frage der Haltung. Er sagt: »Wenn Sie Saito operieren müßten, würden Sie Ihr Bestes geben oder ihn sterben lassen? Wäre es Ihnen lieber, daß unsere Jungs die Arbeit nicht richtig hinkriegen? Verstehen Sie nicht, daß diese Leute« – er zeigt auf die Japaner – »erkennen müssen, daß sie uns weder körperlich noch seelisch brechen können? Ich hoffe, daß eines Tages, wenn der Krieg einmal vorbei ist, die hier entlang gehenden Leute sich daran erinnern werden, wie diese Brücke erbaut wurde und wer sie erbaut hat: keine Sklavengang, sondern Soldaten, britische Soldaten, und dies noch in Gefangenschaft.«

Nun entwickeln sich zwei parallele Erzählstränge: Zum einen folgen wir den Geschehnissen im Lager, zum anderen der Expedition ei-

nes kleinen Fußtrupps britischer Soldaten, die von Ceylon aus nach Burma aufbrechen, um die Brücke zu zerstören. Zentrale Figur dieses Trupps ist der amerikanische Marinesoldat Shears (William Holden). Er hatte in dem Lager bereits vor der Ankunft des Bataillons eingesessen, war geflohen und über Umwege nach Ceylon gelangt. Vom dortigen britischen Militär der Dienstgrad-Erschleichung überführt, wird er gezwungen, den Trupp zur Brücke am Kwai zu führen.



Shears stellt, wiewohl auf der gleichen Seite stehend, ein Gegenstück zu Nicholson dar. Der Amerikaner ist ein Lebemann und Frauenheld, dabei pragmatischer und individualistischer als der »abendländische« Brite. Shears ist die Bedeutung, die der Brückenbau für Nicholson als Widerstandssymbol, Ertüchtigungsquelle und letztlich wohl auch als Kunstwerk hat, völlig fremd. Er sieht in ihr bloß ein Vehikel des Feindes, das es zu zerstören gilt. Gegenüber dem Sendungsbewußtsein des Briten hat er einen »Job« zu erfüllen, nichts weiter.

Nicholsons Eifer wird immer größer. Während man in Ceylon davon ausgeht, daß seine Männer den Bau wenn möglich sogar sabotieren, ist das Gegenteil der Fall. Ihre Moral und Disziplin steigern sich bei der Arbeit immer mehr. Derweil quält sich der Fußtrupp um Shears durch dichten Dschungel und über steile Hügel. Und doch steigt mit den Strapazen auch hier die Moral. Die Erfüllung des Auftrags: die Zerstörung der Brücke, setzt immer mehr Energie frei. Als die Männer schließlich ankommen, blicken sie mit freudigen Gesichtern auf das Ziel ihrer Reise, das fertige Bauwerk, das sich ihnen triumphal darbietet. Schon in der nächsten Nacht werden sie durch den Kwai schwimmen und Sprengsätze befestigen.

Es ist geradezu absurd: Was die einen Briten errichtet haben, wollen die anderen vernichten. Doch ist allen, trotz individueller Unterschiede, eins gemeinsam: Sie haben eine Moral, die sich im konkreten Tun und einem *positiven* Werk zu verkörpern sucht. Selbst die Erfüllung der Zerstörungsmission setzt zivilisatorische, männliche, soldatische Tugenden, ein Ethos voraus.

Am Abend, bevor der erste Zug die Brücke passieren soll, hat Nicholson noch ein Treffen mit Saito. Beide sind nun gewissermaßen paradoxe Komplizen eines gemeinsamen Werks. Doch kann selbst das melancholische Dämmerlicht die Rivalität zwischen den beiden nicht nivellieren. Selbstzufrieden monologisiert Nicholson mit dem Rücken zu dem schweigenden Japaner, bis ihm aus Versehen seine Militär-Gerte, Symbol der Souveränität und Befehlsgewalt, in den Fluß fällt – ein schlechtes Omen. »Verdammt«, sagt er tonlos und wendet sich um. Stumm blicken sich die Männer an. Am nächsten Tag werden beide sterben.

Der Showdown des Films spannt sich über eine fulminante halbe Stunde. Da der Wasserspiegel des Flusses über Nacht gesunken ist, sind die Kabel der Sprengsätze sichtbar geworden. Die Männer um Shears, notdürftig versteckt, werfen nassen Sand auf die Strippen und hoffen, daß die Japaner sie nicht bemerken. Doch entdeckt Nicholson, der gemessen über die Brücke stolziert, im Wasser ein Kabel – eine Irritation, ein Klecks auf seinem Werk, ein dicker Wurm im Apfel. Er macht Saito darauf aufmerksam und sie steigen ins Flußbett. Beide ziehen an dem Kabel, das sich wie eine immer länger werdende Schlange aus dem Sand windet und – die Zündvorrichtung des Sprengsatzes freigibt. Der Fußtrupp, der die symbolische Bedeutung der Brücke für das Bataillon nicht kennt, sieht in Nicholson nur den Verräter. Haßerfüllt springt Shears auf ihn los. Schüsse fallen, Shears wird getroffen, Saito erstochen, Nicholson bekommt eine Granate ab. Sterbend torkelt er zwischen den Toten im Sand umher. »Was habe ich getan?«, murmelt er. Dann fällt er auf die Zündvorrichtung des Sprengsatzes. Die Brücke mitsamt dem ersten japanischen Zug, der über sie fährt, geht mit Karacho in die Luft. Ob Nicholson tatsächlich in letzter Sekunde sein Tun als Fehler erkannte, bleibt offen. ▪

Vor dem Bücherschrank (X) – Der schillernde Geist der Utopie

von Michael Rieger

Die Utopie, der *outopos,* ist der Ort, den es nie geben wird. Der Nicht-Ort wird erdichtet, geographisch erfunden, literarisch fingiert. Etwa als Insel, sei es Thomas Morus' *Utopia* (1516), die Insel des *Robinson Crusoe* (1719) oder Johann Gottfried Schnabels *Insel Felsenburg* (1731–1743) – die Insellage hat den großen Vorteil, vom Rest der Menschheit abgetrennt zu sein, in diesem *hortus conclusus,* diesem abgeschlossenen Garten kann man ungestört einen idealen Staat aufbauen, die Besten für die Regierung auswählen, die Fehler der Vergangenheit vermeiden, kurz: neu anfangen. Ganz ähnlich dachte sich Tommaso Campanella 1602 zwar keine Insel, aber seine ideale Stadt aus, die *città del sole,* wo Gemeinwirtschaft herrscht und ein paar Stunden Arbeit am Tag ausreichen, um sorgenfrei zu leben. Die Utopie erweist sich in allen Fällen als Bild einer neuen Ordnung, um die sozialen Probleme zu überwinden.

Neben die Utopie im Raum tritt die Utopie in der Zeit, die Projektion in die Zukunft. Wir finden sie schon im 12. Jahrhundert bei Joachim von Fiore, der die Geschichte gemäß der Dreifaltigkeit in drei Reiche einteilt: die Zeit des Alten Testaments ist die Epoche des Vaters, die des Neuen Testaments die Epoche des Sohnes, die schon bald, nämlich im Jahr 1260 enden soll. Danach würde das dritte Zeitalter, das Reich des Heiligen Geistes anbrechen, das Dritte Reich. Von derlei Heilsgeschichte weit entfernt, malen dann vor allem die populären technischen Utopien eines Jules Verne die Zukunft aus, wie der 1863 entstandene Roman *Paris im 20. Jahrhundert.*

Eine Variante stellt die Rückprojektion dar, die Fiktion einer idealen Welt der Vergangenheit. Meist muß Atlantis dafür herhalten oder Hyperborea. So greifen Theosophen wie Helena Blavatsky oder Ariosophen wie Guido von List Platons Atlantis-Mythos auf und erzählen von einer hochentwickelten, aber leider untergegangenen Kultur. Der von Armin Mohler geschätzte Ekkehard Hieronimus hat diesen »Traum von den Urkulturen« als Idealisierung eines fingierten Ursprungs gedeutet.

Nicht zu vergessen das Gegenstück der Utopie, die Dystopie. Während die Geschichte der Utopie Jahrtausende bis zu Platons *Politeia* zurückreicht, entstammt ihr negatives Gegenstück, die Anti-Utopie, das warnende Bild einer Horrorzukunft, erst dem 19. Jahrhundert. Sie reagiert auf die Industrialisierung und Technisierung der Zeit. Prominentes Beispiel bleibt Mary Shelleys *Frankenstein or The Modern Prometheus* (1818): Zwar hat Victor Frankenstein erfolgreich ein Wesen geschaffen, doch löst seine Kreatur nur eine blutige Serie von Todesfällen aus. Hier wird sehr genau reflektiert, was der Mensch, der kein Gott ist, machen kann oder darf und was nicht. 1895 veröffentlichte H.G. Wells seine berühmte *Zeitmaschine:* die Morlocks des Jahres 802701 entpuppen sich als menschenfressende Sklavenhalter. 1898 ließ Wells seinen Krieg zwischen Erde und Mars folgen, den *War of the Worlds*. Indem die Dystopien einen Prozeß der Desillusionierung veranschaulichen, formulieren sie eine fundamentale Kritik der Moderne.

Dabei geht die Dystopie direkt aus der Utopie hervor, als deren kritische Lektüre. So wird den Bewohnern von Utopia bei Thomas Morus vorgeschrieben, welche Kleidung sie zu tragen haben. Bei der Arbeit sind die Utopier »ganz primitiv in Leder oder Felle gekleidet (…). Wenn sie dann die Arbeit verlassen und auf die Straße gehen, ziehen sie ein Oberkleid über, welches jene gröbere Gewandung verdeckt; dieses hat dieselbe Farbe auf der ganzen Insel (…).« Verheißt der utopische Entwurf zunächst etwas Erstrebenswertes, erinnert dieses Detail doch sehr an den blau-grauen Zwirn in Mao Tse-tungs gleichgeschaltetem Ameisenstaat. Schon in den frühen utopischen Entwürfen sind also die dystopischen Verzerrungen mit Händen zu greifen.

Die berühmtesten Dystopien sind zweifellos *Brave New World* von Aldous Huxley (1932) und George Orwells *1984* (1948). Menschenzüchtung, Gedankenkontrolle, Überwachung, Newspeak lauten die Stichwörter geistiger Zerstörung, sehr genau den Totalitarismen der Zeit, nicht zuletzt dem Stalinismus, abgeschaut und zu Horrorszenarien verdichtet, die auch im Film ihre Spuren der Verwüstung hinterlassen haben, angefangen bei Fritz Langs *Metropolis* über Truffauts *Fahrenheit 451* und den *Terminator* bis zu den Filmen Terry Gilliams.

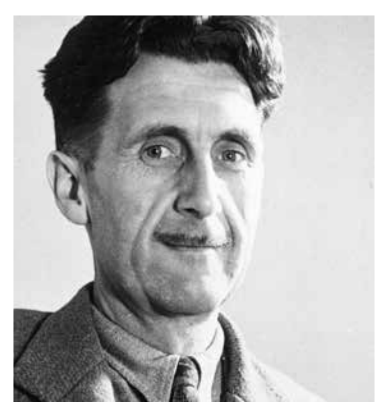
Mit der Utopie ist derweil etwas Entscheidendes geschehen. Schon die Französische Revo-

lution hat ein enormes utopisches Potential absorbiert. Endlich konnten die Revolutionäre einen vernünftigen Staat einrichten, so vernünftig, daß der »Kult der Vernunft« zelebriert wurde, während parallel viele Tausende Menschen hingerichtet wurden.

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts war die Situation ungleich stärker radikalisiert und ideologisiert; die Utopie wurde von der Wirklichkeit und der Politik aufgesogen oder, wie Georg Quabbe, auf den noch zurückzukommen ist, es formuliert hat, die Utopie habe »heute die Maske der großen Politik angelegt«, der Weltpolitik. Ironisch fragt Quabbe: »Wer möchte heut noch träumen und planen, wo vor aller Augen das krönende Werk im Gange ist? Haben wir nicht Sichel und Hammer und die Ruten des Liktors? Pocht nicht schon die Erfüllung ans Tor?« Doch erst 1989/90 endete der Spuk des »utopischen Zeitalters« (Joachim Fest); bis dahin war der »neue Mensch« hervorzuzaubern, wie Trotzki 1923 geschrieben hat: Am Ende der bolschewistischen Revolution stehe der »neue Mensch«, der »unvergleichlich stärker, klüger, feiner« sein werde, »der menschliche Durchschnitt wird sich bis zum Niveau eines Aristoteles, Goethe, Marx erheben«. Um einen solchen neuen Menschen zu produzieren, wollte auch Mussolini 1917 sein Volk ummodeln: »Das italienische Volk ist in diesem Augenblick eine Masse aus wertvollem Material. Man muß es schmelzen, es von seinen Unreinheiten reinigen, es bearbeiten. Ein Kunstwerk ist noch immer möglich.« Neben diese Machbarkeitsphantasien traten utopistische Partikel, als etwa Lenin 1921 davon sprach, nach dem Sieg des Sozialismus in den großen Städten öffentliche Toiletten aus Gold zu bauen.

In Deutschland war es Ernst Bloch, der gegen Ende des Ersten Weltkriegs diesen Geist der Utopie beschwor. Infolge arger Kurzsichtigkeit dienstuntauglich, blieb es ihm versagt, freiwillig auf Seiten Frankreichs gegen Deutschland, gegen Preußen, gegen den »Erzfeind des Menschen, der Freiheit, der Humanität« zu kämpfen. Überschäumend vor Selbstgewißheit und enzyklopädischem Wissen, wollte er *tabula rasa* machen: »Es ist genug. Nun haben wir zu beginnen. In unsere Hände ist das Leben gegeben.« Die »erkältende und langweilige« Welt der Mechanisierung, »die kapitalistische Abirrung«, die Welt der Spießer ist dahin, zum Teufel mit der »schlechten Wirklichkeit«, auf ins »unentdeckte Land«.

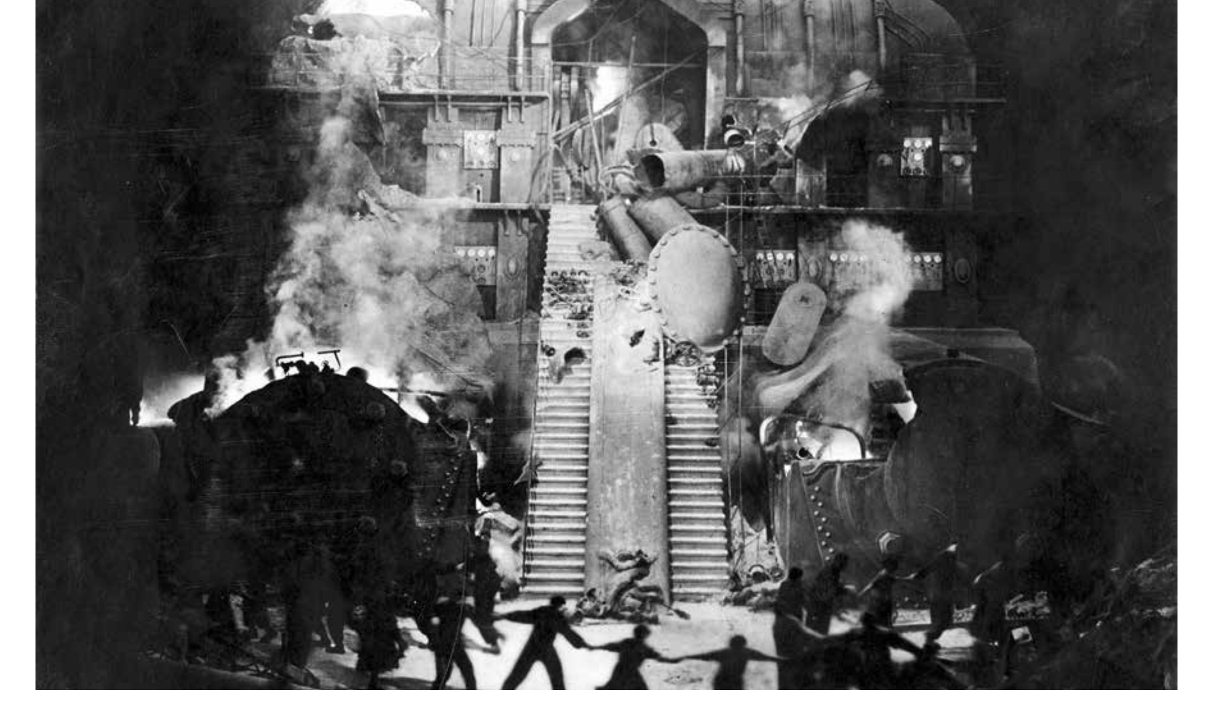
In der Geschichte der Sehnsüchte, Tagträume und »konkreten Utopien« spürt Bloch den Hoffnungen auf die säkulare Erlösung des Menschen nach, ablesbar an den Bauernkriegen, den Sozialutopien, Cervantes' Don Quixote und Beethovens Fidelio, um nur einige Beispiele zu nennen, voller überschüssiger Energie, die es zu nutzen gelte, so daß die junge Generation »eine Welt gestalten könne, wie sie die Welt noch nie gesehen hat«, so die spätere Formulierung von Blochs prominentestem Anhänger, Rudi Dutschke.


von links: Fritz Lang, George Orwell, Aldous Huxley

Im Epochenbruch des Jahres 1918 klingt Bloch wie ein alttestamentarischer Prophet: Wir »bauen ins Blaue hinein und suchen dort das Wahre, Wirkliche, wo das bloß Tatsächliche verschwindet – *incipit vita nova.* (…) die neue philosophische Stunde *katexochen* ist da (…). Das bloße Denken, die alte Intellektualität – das alles eilt einer Erschütterung, Auflösung und Umbildung entgegen. Der Wunsch baut auf und schafft Wirkliches. Es hilft dazu die andauernde Traumkonzentration auf sich selbst, auf sein reineres, höheres Leben, auf das innere Heilwerden, auf die Erlösung von Bosheit, Leere, Tod und Rätsel, auf die Gemeinschaft mit den Heiligen, auf die Wendung aller Dinge zum Paradies (…). Nur dieser denkende Wunschtraum schafft Wirkliches, tief in sich hineinhörend, bis der Blick gelungen ist: in die Seele, in das dritte Reich nach Stern und Götterhimmel (…). Der neue Gedanke bricht endlich hinaus, in die vollen Abenteuer, in die offene, unfertige, taumelnde Welt, um so mit der ungeheuren Gewalt unserer Menschenstimme, Gott zu ernennen und nicht länger zu ruhen, als bis die Erfüllung jener hohlen, gärenden Nacht gelungen ist, um die herum noch alle Dinge, Menschen und Werke gebaut sind.«

So der eschatologische Ton im Geist der Utopie. Ein Musterbeispiel für die Literatur des Expressionismus – nur daß es sich eben nicht um expressionistische Lyrik handelt, sondern um eine philosophische Arbeit. Obgleich Marx und Engels ihren »wissenschaftlichen Sozialismus« klar vom Utopismus abgegrenzt hat-



Szene aus Fritz Langs Metropolis

ten, bezog Bloch den utopischen Gehalt der Geschichte unweigerlich auf Marx, Lenin und die russische Revolution, diesen »Umbruch der Macht zur Liebe«: »Daß wir so sehr preußisch statt russisch geworden sind, das ist unser Unglück und unsere wahre Erniedrigung. Aber nun ist die russische Revolution losgebrochen. Und vor ihr erst zieht der Ernst herauf, die Werte an die richtige Stelle zu legen (…).«

Die messianisch-kommunistische Weltbeglückung vertrat Bloch ab 1920 als KPD-Mitglied, als Verteidiger des Stalinismus und als Philosophie-Professor in Leipzig, wo seine Hoffnung auf die neue Zeit schließlich doch enttäuscht wurde und er zuletzt, ab 1961 in Tübingen, noch die 68er inspirierte. Womit der herkömmliche konservative Standpunkt bestätigt wäre, Utopien gegenüber mißtrauisch zu sein, da sie mit Sicherheit auf ihr Gegenteil hinauslaufen. Das utopische Ziel, den Himmel auf Erden zu schaffen, rechtfertige, so Karl Popper, letztlich jede Schweinerei, bis das Endziel irgendwann einmal erreicht ist – was aber natürlich nie der Fall sein wird.

Hatte Bloch während des Ausbruchs der russischen Revolution im Sog expressionistischer Verbrüderung geschwärmt, klangen Georg Quabbe im Herbst 1932, ein paar Monate vor der »Machtergreifung« der NSDAP, die »Haßgesänge der auf der Straße marschierenden Kolonnen im Ohr.« Er spürte das »Erlösungsbedürfnis, das die Massen heute zu dem vielberufenen Dritten Reich oder zu dem Reiche Lenins lockt« und beschäftigte sich eben deshalb mit der Utopie, weil ihn befremdete, daß sich so viele Menschen »bezeichnenderweise (…) in den letzten Jahren den utopischen Gebilden zugewandt haben«. Von einem konservativen Standpunkt aus analysiert Quabbe in *Das letzte Reich. Wesen und Wandel der Utopie* (Neuausgabe Schnellroda 2014) seinen Gegenstand mit nüchterner Skepsis. Was nicht bedeutet, die Utopie zu verwerfen, denn so einfach liegt die Sache nicht.

Knapp glossiert Quabbe Platons *Politeia,* Thomas Mores *Utopia,* Fichtes *Geschlossenen Handelsstaat* und einen Roman von H. G. Wells, um den Geist der Utopie zu verstehen. Bei aller Distanz fragt er doch, welchen Erkenntniswert sie habe, und ob die Utopisten, die »erfolglosen Revisoren des Schöpfungsaktes nicht auch den Skeptikern und Ungläubigen noch etwas Unvergeßliches zu sagen haben«. Denn natürlich weiß auch Quabbe um soziale Mißstände, Unrecht und unfähige Machthaber, er verneint aber, daß ein »ewiger Mangel« auch auf ewig geheilt werden könne. Mögen die Zeitgenossen darauf gehofft haben, führt Quabbe die Möglichkeit ad absurdum, eine ewig gültige staatliche Ordnung zu schaffen, die Zeit, die Dynamik des Geschehens stillzustellen, somit einen Endzustand der Welt herbeizuführen. Von den Millionen Komponenten des geschichtlichen Lebens könne die Utopie nur die äußeren Sozialformen beherrschen, nicht aber die anderen zahllosen ungeregelten, unberechenbaren Faktoren. In diesem Sinn, so Quabbe, sei die Utopie ein »Denkfehler«: Im Glauben, vernünftig zu planen, übersehen die Utopisten, daß eben nicht alles planbar sei; die Vernunft schlägt um in Pseudo-Rationalismus (Karl Popper). Die Utopie, so Quabbe, sei kein politisches Programm, sondern ein »Spielzeug«, für das die Menschheit nie zu alt werde.

Quabbes Kritik gilt auch zwei zentralen Texten der Konservativen Revolution: An Othmar Spanns *Der Wahre Staat* von 1921 (siehe *Sezession* 51) bewundert er die Feingliederung der ständischen Neuordnung, bewertet sie jedoch als »die optimale Lösung des Unmöglichen«, die »von der Politik entfernter [sei] als jede andere Utopie«. Ohne Zweifel hätte Spann dieser Kategorisierung vehement widersprochen. Doch in der ästhetisch formvollendeten Harmonie des Wahren Staats spürt Quabbe einen »scholastischen Zug«, der einer »Beschwörung des konservativen Geistes« gleichkomme.

Scharf kritisiert Quabbe Arthur Moeller van den Brucks *Drittes Reich* (1923). Nicht, weil dessen Vision eines wiederzugewinnenden, so nationalistischen wie sozialistischen Deutschen Reichs explizit utopisch formuliert war: Das Endreich, so Moeller, sei »immer verheißen. Und es wird niemals erfüllt. Es ist das Vollkommene, das nur im Unvollkommenen erreicht wird«. Quabbes Kritik richtet sich gegen Moellers wildes »Tohuwabohu perplexer Empfehlungen«, das sich neben einem kontraproduktiven Mangel an sprachlicher Klarheit vor allem durch »grobe Exzesse im Negativen« auszeichne.

Nach knapper Analyse der verschiedenen Utopien stellt Quabbe fest, daß sie »an Realität, d.h. an wirkender Kraft verlieren, je mehr sie sich bemühen, real, d.h. existent zu werden«. Die Utopie sei der gute Wille ihrer jeweiligen Zeit – aber guter Wille ist eben keine gute Politik! Denn es ist eine absurde Vorstellung, daß eine »Geistestat die Zäsur zwischen (…) der Zeit der Verworrenheit und der Zeit der Ordnung darstellt«, auf die Ernst Bloch ja so pathetisch hingeschrieben hatte. Doch gesteht Quabbe zu, daß die Utopie, der Traum von einer besseren Welt ein »dem Menschen eingeborener Geisteszug« sei und der Utopist auch genau wisse, daß dieses Ideal den menschlichen Trieben und Schwächen entgegenstehe. Deshalb will die Utopie, führt Quabbe aus, eine rationale sittliche Herrschaft errichten und eine äußere Befriedung der Menschen erreichen. Dabei wird der Begriff der Utopie aber »sinnwidrig«: Denn die äußere Befriedung läuft naturnotwendig auf kollektive Regulierung und Gleichmacherei hinaus. Die Utopie schere alles über einen Kamm und suggeriere, daß das »utopische Projekt mit der gleichen unbedingten Chance des Erfolges in Tibet wie im Staate Ohio angewendet werden kann, tatsächlich aber ein Zustand vorausgesetzt wird, der sich weder in Tibet noch in Ohio, der sich überhaupt nirgends und niemals vorfindet«. Wert und Funktion der Utopie bestehen demnach bestenfalls darin, eine Art »Wegweiser« zu sein.

Dazu eine mittelalterliche Episode. 1165 erhielt Manuel I. Komnenos, der Kaiser von Byzanz, einen Brief von einem gewissen Johannes, den Otto von Freising in seiner *Chronik oder Die Geschichte der zwei Staaten* (1146) als »König und Priester« erwähnt, der »dem alten Geschlecht der Magier« bzw. der Heiligen Drei Könige entsprossen sei. Seither geisterte dieses Bild des Priesterkönigs Johannes durchs Mittelalter. Wenn auch erst zwölf Jahre später, antwortete Papst Alexander III. schließlich auf diese Post und sandte als Überbringer seinen Leibarzt Philippus aus, von dem niemand mehr je etwas gehört hat. Allein, die Phantasie war angeregt, der Zeitgenossen wie auch nachfolgender Generationen. Noch der Sohn des portugiesischen Königs João I., Heinrich der Seefahrer, machte sich, als Führer des Christus-Ordens, auf den Weg, um das Königreich des Priesterkönigs Johannes zu finden. Von Belém aus, wo der Tejo in den Atlantik mündet, begaben sich die Entdecker auf ihre Reise in ein Reich, das es nie gegeben hatte, das seit Jahrhunderten eine reine Fiktion gewesen war. Oder, im absoluten Wortsinn, eine Utopie, ein Land, das es nicht gab – und was fanden sie?

Das erzählt Reinhold Schneider: »Portugal wurde groß durch die Phantasie und mußte an der Phantasie zerbrechen (…). Von einer Fabel verlockt gehen die Portugiesen aufs Meer: sie wollen das durch das ganze Mittelalter spukende Reich des Priesterkönigs Johannes entdekken, in dem, im fernsten Osten, auf eine wunderbare Weise und ohne Verbindung mit der übrigen christlichen Welt das Christentum gebieten soll. (…) Durch Jahrhunderte treibt dieser Traum die Menschen an, auch Heinrich der Seefahrer ist noch ganz erfüllt von ihm und sucht am Ende der Ozeane nichts anderes als das Priesterreich (…). Nachdem die ersten Portugiesen in Indien gelandet sind [1498 unter Vasco da Gama, Heinrich der Seefahrer war bereits lange tot], glauben sie sich im christlichen Priesterreich und beugen sich gemeinsam mit den Eingeborenen vor den fremden Gottheiten, welche die Übermacht ihres Traumes zu christlichen Heiligen verwandelt. Das Phantasma führte sie zum Sieg, wie es sich aber erfüllt, müssen sie zerbrechen, weil es ihnen die Wirklichkeit im selben Augenblick schenkt und versagt; weil der Traum viel mehr ist, als jemals die Wirklichkeit.«

Womit Georg Quabbes Satz, daß alle Utopien »an Realität, d.h. an wirkender Kraft verlieren, je mehr sie sich bemühen, real, d.h. existent zu werden«, vollauf bestätigt ist, wie auch seine Reminiszenz an Max Planck, derzufolge »die weittragendsten, wertvollsten Ergebnisse der Forschung stets nur auf dem Wege nach einem prinzipiell unerreichbaren Ziel der Erkenntnis zu gewinnen sind«. Deshalb kann es bei aller Kritik auch niemals ein einfaches Ja oder Nein zur Utopie geben. Utopien wirken über die Jahrhunderte hindurch, und so wird der Seeweg nach Indien gefunden, während die Seefahrer doch eigentlich dem Priesterkönig Johannes nachjagen.

Hier ist die Utopie »Wegweiser«, obwohl der Weg an einen völlig anderen Ort führt. Sie ist »Spielzeug«, und mit Spielzeugen macht man bekanntlich keine Politik. Wenn aber die Utopie zu einem »Werkzeug« (Andreas Lichert), zu einem überall passenden »großen Hebel der Geschichte« (Karl Marx), zu einer ideologischen Brechstange wird, muß die Politik auch danach sein. ■

Literaturhinweise:

Ernst Bloch: *Geist der Utopie. Erste Fassung,* Frankfurt/M. 1985;

Gerd-Klaus Kaltenbrunner: *Johannes ist sein Name. Priesterkönig – Gralshüter – Traumgestalt,* Zug/Heitersheim 1993;

Ernst Nolte: *Geschichtsdenken im 20. Jahrhundert,* Berlin, Frankfurt/M. 1991;

Otto von Freising: *Chronik oder Die Geschichte der zwei Staaten.* Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe, Darmstadt 2011;

Georg Quabbe: *Das letzte Reich. Wesen und Wandel der Utopie,* Schnellroda 2014;

Reinhold Schneider: *Portugal. Ein Reisetagebuch,* Frankfurt/M.1984.

Schöne Literatur

Solange Bied-Charreton: *Enjoy*, Bremen: Sujet 2015. 260 S., 10.50 €

Pseudo-Nonkonformisten gibt es im heutigen Literaturbetrieb viele, aber wenn ein Autor von der unter der Ägide von Alain de Benoist stehenden Zeitschrift *Éléments* als widerständig und dissident gewürdigt wird, dann sollte man die Ohren spitzen. Im Oktober 2014 stellte das *Magazin der Ideen für die europäische Zivilisation* unter dem Titel »Die Unbeugsamen« drei französische Romanciers vor, die hierzulande gänzlich unbekannt sind: Jean-François Roseau, Olivier Maulin und die 1982 in Paris geborene Solange Bied-Charreton. Letztere ist bisher die einzige im Bunde des zeitgeistüberdrüssigen Trios, die ins Deutsche übersetzt wurde: Ihr Romandebüt *Enjoy* aus dem Jahr 2012 erschien im März im Bremer Sujet-Verlag, dessen Schwerpunkt iranische Exilliteratur ist. Im Mittelpunkt steht der Endzwanziger Charles Valérien, Angestellter in einer Consulting-Agentur, dessen Dasein sich nahezu vollständig im Nirvana des Internets abspielt, insbesondere in einem fiktiven sozialen Netzwerk namens ShowYou, einer Art potenzierter Fusion aus Facebook und Youtube. Wer seinen sozialen Status gehoben sehen und die Virtualisierung seiner Identität auf das nächste Level heben will, kommt an ShowYou nicht vorbei. Dort herrscht allerdings strenger Posting-Zwang: wer es verabsäumt, sein wöchentliches Video hochzuladen, wird für immer aus diesem letzten Schrei der öffentlichen Selbstdarstellung verbannt. Bied-Charreton zeichnet dieses Netzwerk als dystopische, logische Weiterentwicklung laufender Trends und zeigt, wie die totale Vernetzung den Konformitätsdruck erhöht: es gibt kein Entrinnen aus dem alle privaten, beruflichen und öffentlichen Grenzen verwischenden, wohligen Gefängnis des Internets, das ortlos-allgegenwärtig ist wie ein totalitärer Krake. Was nicht photographiert, gefilmt, hochgeladen und gepostet wird, existiert gleichsam nicht. Erst auf der virtuellen Bühne wird das Leben »real« und begehrenswert. Als Charles auf die junge Anne-Laure trifft, kann er zunächst kaum fassen, daß ein Lebewesen existiert, das man weder »googeln« noch auf ShowYou nachschlagen und »adden« kann. Obwohl ihn Anne-Laure ziemlich rasch in die asexuelle Zone der »guten Freunde« verbannt, scheint es nun doch, als könne ihn der frische Wind des Eros aus seiner platonischen Schattenhöhle ins »wirkliche« Leben hineinziehen. Am Ende gestattet Bied-Charreton immerhin einer ihrer Figuren den kathartischen Ausbruch aus der Virtualität, der nicht ohne Grund mit einer religiösen Erschütterung einhergeht. Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, daß es hier um mehr als nur um »Konsumkritik« geht. *Enjoy* durchzieht ein subtiler, im besten Sinne »kulturpessimistischer« Unterton, wobei die Autorin weitgehend der an dieser Stelle naheliegenden Gefahr des Formelhaften und Didaktischen entgeht. Sie bewohnt sozusagen ihren Ich-Erzähler Charles wie ein beobachtender Geist, der in einen fremden und doch vertrauten Körper geschlüpft ist, eine seltsame Spaltung zwischen einer weiblichen Erzählerin und einer – nicht hundertprozentig gelungenen – männlichen Figur. Hinzu kommt, daß die Autorin Solange Bied-Charreton weitaus klüger und reflektierter ist als ihr eher hohler Protagonist, der zuweilen unvermittelt zu tiefschürfenden und komplexen Betrachtungen ansetzt. Wer hier eine Wahlverwandtschaft zu Michel Houellebecq vermutet, liegt richtig: in einem Artikel für den *Figaro* pries Bied-Charreton dessen Werk als »Spiegel unserer Epoche«, die allerdings keine Verwendung mehr für Literatur hat, und vorzieht, was »nützlich und rentabel« ist. Im Gegensatz zu ihrem großen misanthropischen Landsmann ist Bied-Charreton keine Nihilistin. Ihre Kritik am modernen Individuum, das sich in ihren Augen benimmt »wie ein unerträgliches, verdorbenes Kind«, nährt sich aus Sensibilitäten, die zunehmend in Vergessenheit geraten: »Ich komme aus einem Land, das nicht mehr existiert, dem Frankreich meiner Eltern und Großeltern, und dem ich in der Tat meinen kritischen Blick auf diese Gesellschaft verdanke.« In einem satirischen Essay für *Le Monde* machte sich Bied-Charreton über »progressistische« Moden in der Kirche lustig und bekannte sich in einem daran anschließenden Kommentar zur Tradition von Péguy und Bernanos, verwahrte sich aber dagegen, zur »christlichen« Schriftstellerin reduziert zu werden: »Mein Ding, das ist der schwarze Humor.« Trotz des subversiven, sympathisch »reaktionären« Tonfalls fällt *Enjoy* am Ende aber doch eine Spur zu harmlos aus. Als exzellentes, satirisch verfremdetes Sittengemälde bleibt das Buch jedoch nachhaltig im Gedächtnis. Der Rezensent hofft, daß die begabte Autorin, die übrigens auch liberalismuskritische Querdenker wie Jean-Claude Michéa und radikale Außenseiter wie René Guénon zu ihren bevorzugten Lektüren zählt, ihre literarischen Revolten gegen die moderne Welt weiter zuspitzen wird.



Martin Lichtmesz

Wer sich nicht wehrt

Jan Koneffke: *Ein Sonntagskind. Roman,* Berlin: Galiani 2015. 582 S., 24.99 €
Ralf Rothmann: *Im Frühling sterben. Roman,* Berlin: Suhrkamp 2015. 234 S., 19.95 €

Zwei große Romane mit zahlreichen Parallelen: Beide kreisen um die Taten der Väter im Zweiten Weltkrieg. Grundlage für die Fiktion sind die echten Väter. Beide Autoren gehören der gleichen Generation an (Koneffke 1960, Rothmann 1953), sind preisgekrönte Schriftsteller. Es sind beides bildmächtige, atmosphärisch dichte Werke. In beiden geht es nicht um »Abrechnung« – diese Zeiten scheinen vorbei. Beider Väter wurden siebzehnjährig in den Krieg mehr hineingezogen, haben getötet. Beide Väter waren hernach (mindestens) sozialdemokratisch gesinnte Pazifisten, die sich über ihre Vergangenheit ausschwiegen. Vater Koneffke reüssierte gar als linksliberaler Bildungstheoretiker. Wie staunte der Sohn, als er im Nachlaß Briefe fand, in denen Papa prahlt, wie er zwei »dußlige Iwans zu Suppe aus Blut, Eingeweiden und Knochen« zusammenschoß!
Nebenbei sind beide Bücher hervorragend recherchiert. Rothmanns Buch ist trotz sprachlicher Stärke das schwächere Buch. Es ist bei aller Ausdifferenzierung der Emotion das Vorhersagbarere.
Im Kern ist es die ausgeweitete Prosaform des von Adelbert von Chamisso prominent übertragenen Andersen-Gedichts »Der Soldat«: Dort haben »neun angelegt« ,»acht Kugeln haben vorbeigefegt / Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz, / Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz!«
Das ist eine der Kernszenen in Rothmanns Buch: Wie Protagonist Walter bei der Exekution seines fahnenflüchtigen Freundes Fiete selbst Hand anlegen muß.
Die andere Szene steht zu Beginn des Romans: Wie auf einer feuchtfröhlichen Feier Dutzende Jungen als »Freiwillige« für die SS rekrutiert werden – indem ein Parteimann sich auf die Bühne stellt und »vorschlägt«, daß »jeder Mann auf diesem Fest (…) heute Abend freiwillig in die siegreiche Waffen-SS eintritt. (…) Wer dagegen ist, kann ja jetzt aufstehen.« Natürlich gibt es keine Drückeberger!
Trotz aller ansonsten vielfach colorierten Bilderhaftigkeit unterwirft Rothmann sein Personal weitgehend einem Schwarzweißschema; so sehr, daß der Leser manch kalkuliert wirkender Evokation nur widerstrebend folgt. Die Bösen haben »fette Hände«, polierte Stiefel, » schlaffe breite Lippen« und gabern Kaffeetropfen auf andachtsvoll vor ihnen ausgebreiteten Madonnenbildern. War es so? Oder war es viel weniger eindeutig, nämlich wie es uns Koneffke zeigt in seinem großartigen Roman, der seine Handlung bis ins Jahr 2007 spannt? Der traurige Kriegsheld heißt hier Konrad. Über seinem Leben (als Sonntagskind eben) steht der Stern des von Gewissensbissen geplagten, doch glückhaften Sich-Durchwurschtelns.
Konrad ist vor allem eines: Ein stets korrekter Mensch. Die Buchhalterseele seines Vaters hat Konrad geerbt. Er kennt seine Soll- und Haben-Seiten gut; sprich: Er weiß, wem er wann zu dienen hat.
Seine Karriere als Wehrmachtssoldat, als (bald verschämter) Träger des EK erster Klasse, als freiwilliger Held eines Sondereinsatzkommandos ist beachtlich. Früh hatte er bei der SS unterschrieben. Um einem Einsatz dort zu entgehen, meldet er sich rasch als Reserveoffiziersanwärter der Wehrmacht. Diese Bewerbung sticht die alte Unterschrift. Konrad zieht hier keineswegs zum letzten Mal seinen Kopf aus der Schlinge. Er ist ausgezeichnet darin, Haken zu schlagen – doch jede Flucht hat Konsequenzen, zumal Konrads Schicksalsrad (logisch) rund ist. Immer wieder schließt sich der Kreis. Ohne Fett anzusetzen (im Gegenteil, er schaut so gut aus, daß ihm Minderjährige verfallen!), schwimmt er auch in der Suppe des Nachkriegs obenauf. Zeitlebens fragt er sich, wie sich seine »Reue und Scham in den Griff bekommen lassen« (vor allem die in innerer Abspaltung wütenden Gewissensbisse darüber, daß er seinen Freund mit Bauchschuß hat verrecken lassen, daß er bei der Exekution eines Kameraden mitwirkte) – die Wogen der Zeit lassen ihn stets mit der Schaumkrone der Brandung das je nächste Ufer erreichen.
Nach der Flucht aus Pommern brandet eine Leidenschaft in ihm auf, die ausnahmsweise nicht unterleiblichen Gefilden entstammt: Eine Leidenschaft für Kant, den er (»Zum ewigen Frieden«) sogar im »Klokabuff auf verkrusteter Holzbrille« studiert. Konrad verfaßt einen Aufsatz »Zur Antinomie zwischen Freiheit und Pflicht zur moralischen Handlung«, reicht ihn an übergeordneter Stelle ein – und voilà, das Schicksal trägt ihm akademische Weihen an.
Konrad wird Dozent im tiefroten Frankfurt. Er paßt sich formidabel ein ins neue Paradigma. Er schließt sich den Ultralinken an, predigt die Philosophie des Partisanen. Im Grunde kann Konrad nichts für seine neuerliche Bestimmung – er kann eigentlich für nichts. Auch nicht dafür, daß er der Stasi zuarbeitet; es sind die Zeitläufte, die sein Geschick bestimmen – und Konrad ist nie derjenige, der unter die Räder gerät. Mittlerweile pflastern Leichen seinen Weg. Ist es seine Schuld? Jan Koneffke trifft in seiner überaus unterhaltsamen Tragödie keine dezidierte Unterscheidung zwischen guten und bösen Akteuren. Alle haben ihre (Ab-)Gründe, und welche! Mehr von dieser heiteren Misanthropie!

Ellen Kositza

Lebt einfach natürlich!

Christiane Barz (Hrsg.): *Einfach. Natürlich. Leben. Lebensreform in Brandenburg 1890–1939* , Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 2015. 183 S., 24.99 €

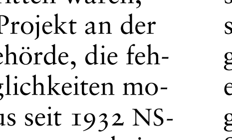
Berlin war seit 1871 nicht nur Reichshauptstadt, sondern das Zentrum eines aufstrebenden Reiches, das sich wirtschaftlich rasant entwickelte. Die Schattenseiten des Fortschritts waren daher auch in Berlin besonders zu spüren. Aus dieser Ausgangslage entwickelten sich verschiedene Strömungen, die sogenannte Lebensreformbewegung, die den Menschen vor den schädlichen Einflüssen der Moderne schützen bzw. retten wollten.
Daß das Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam dem Thema eine sehenswerte Ausstellung widmet, ist insofern konsequent, da Berlin zwar das geistige Zentrum der Lebensreform war, die praktische Umsetzung der Ideen aber in der Regel Platz benötigte, über den man in der Stadt gerade nicht verfügte. So wich man auf das Brandenburger Umland aus, das damit Experimentierfeld verschiedenster Lebensreformideen wurde. Im vorliegenden Katalog werden einige davon unter Verwendung ausschließlich zeitgenössischen Materials von verschiedenen Autoren, teilweise ausgewiesene Kenner, vorgestellt.
Die konkreten Projekte siedelten sich an verschiedenen Brandenburger Orten an und hatten größtenteils nicht lange Bestand. Die einzigen Projekte, die den Zweiten Weltkrieg und die DDR-Zeit überstanden haben, sind die Obstbaukolonie Eden (bei Oranienburg), der Demeterhof Marienhöhe (bei Potsdam) und die ein eigenes Christentum repräsentierende »Friedensstadt Weißenberg« (bei Trebbin). Alle anderen sind entweder an wirtschaftlichen Problemen zugrunde gegangen oder haben ihre lebensreformerischen Wurzeln gekappt. Letzteres ist insbesondere bei den zahlreichen Gartenstädten in Brandenburg der Fall, deren Häuser existieren und oftmals aufwendig saniert wurden (vorgestellt werden die Freiland-Siedlung Gildenhall bei Neuruppin und die völkische Siedlung Heimland, heute Rheinsberg). Auch am Motzener See, in den 1920er-Jahren das Zentrum der Nacktkultur, gibt es bis heute einen FKK-Zeltplatz, der allerdings eher pragmatisch orientiert ist und von der Nacktheit keine Erlösung mehr erwartet.
Eine zentrale Figur der Lebensreform, der Maler und Grafiker Fidus, der die Schriften der verschiedensten Reformbestrebungen illustrierte und damit allgegenwärtig war, wohnte ebenfalls in Brandenburg, genauer in Woltersdorf bei Erkner. In seinem Atelier- und Wohnhaus sollte vor bald zwanzig Jahren ein Museum der Lebensreform einziehen. Nachdem die Planungen schon weit fortgeschritten waren, scheiterte das Projekt an der Bauaufsichtsbehörde, die fehlende Parkmöglichkeiten monierte. Da Fidus seit 1932 NSDAP-Mitglied war, wurde im Unterstützerkreis die Vermutung geäußert, daß man sich auf diesem Weg um eine Auseinandersetzung mit den Ambivalenzen der deutschen Geschichte drücken wollte. Daß im vorliegenden Band an diese bezeichnende Posse erinnert wird, ist sehr zu begrüßen.

Erik Lehnert

Rot, braun, rosa

Johannes Rogalla von Bieberstein: *Schwulenkult und feministischer Geschlechterkampf. Wie der »sex-positive« Geschlechterkrieg Kirche und Gesellschaft verändert,* Graz: Ares 2015. 139 S., 14,95 €

Noch ein Buch über »Gender Mainstreaming« – muß das sein? Soll man das als interessierter Konservativer lesen? Ist nach den Büchern von Zastrow, Kositza, Rosenkranz, Kuby, Kelle und anderen nicht alles gesagt? Gibt es überhaupt noch Neues zu erfahren? Die Antworten auf diese naheliegenden Fragen können nach der Lektüre nur lauten: ja, ja, nein und definitiv ja!
Der Verfasser, profiliert durch das berühmt-berüchtigte, zu Unrecht skandalisierte Werk *Jüdischer Bolschewismus. Mythos & Realität,* ist pensionierter Bibliotheksdirektor der namhaften soziologischen Fakultät in Bielefeld. Von Berufs wegen wurde er »als Dokumentar von verschwörungstheoretisch überhöhten und ethnisch aufgeladenen Gruppenkonflikten« zum Experten für ideologisches Schrifttum. Dies macht den Unterschied aus zu anderen Darstellungen des genderfeministischen Ideologiearsenals: Bieberstein widmet sich den teils vor Jahrzehnten gelegten Fundamenten der heutigen Verirrungen. Er kennt die Literatur der Feministen, Marxisten und (päderastisch-)homosexuellen Propagandisten der letzten 50 Jahre, entbirgt personelle Verbindungen, Netzwerke und Strategien. Sein besonderes Augenmerk gilt dabei der massiven Einflußnahme auf die evangelischen Kirchen. Bieberstein weist nach, daß deren »Bildungsakademien«, Kirchentage und sogar Gottesdienste zumindest mancherorts nicht nur nichts mehr mit dem Evangelium zu tun haben, sondern zu grotesken Selbsterfahrungsveranstaltungen für sexuell Deviante geworden sind.



Ausreichend belegt weist der Verfasser hin auf kirchlich finanzierte Gruppenintimitätstreffen für Lesbierinnen, auf geistige Kindesmißhandlung durch »vielfältige« Sexualpädagogik und nicht zuletzt auf erschreckende Dokumente des Unglaubens. Von der notorischen Dorothee Sölle grub er das folgende aparte Zitat aus den Archiven: »… die Geschichte vom leeren Grab Jesu und seiner Auferstehung sind Legende«. Solche heterodoxen Einlassungen, weniger freund-

lich »Ketzerei« genannt, sind dem theologischen Fachmann sicherlich bekannt. Zusammen mit den Schilderungen direkter partei- und kirchenpolitischer Einflußnahme, rechtsstaatlich mindestens zweifelhafter Kumpanei zur Deckung von Päderasten und Haßparolen gegen Männer und deren Ehefrauen geben sie jedoch auch dem Kundigen ein eindrückliches Bild einer dem blanken Irrsinn entgegensteuernden Kirchen- und Staatsführung. Perfekt ist das Buch nicht. Etliche Wiederholungen, kaum miteinander verzahnte Kapitel und allzu viele Nebenerzählungen legen der ansonsten trefflichen Argumentation unnötige Schwellen in den Weg. Dennoch ist es eine wertvolle Ergänzung, auch für Kenner. Besonders aber den noch Ahnungslosen sollte es als gute Zusammenfassung (fast) aller Aspekte dieser Schicksalsfrage für die abendländischen Völker in die Hand gegeben werden.

Konrad Gill

»Unser Zeitalter ist kampflos geworden«

Mark Lilla: *Der hemmungslose Geist. Die Tyrannophilie der Intellektuellen,* München: Kösel 2015. 224 S., 19.99 €

Mark Lilla, Professor für Ideengeschichte an der New Yorker Columbia-Universität, porträtiert hier mit Martin Heidegger, Carl Schmitt, Walter Benjamin, Alexandre Kojève, Michel Foucault und Jacques Derrida sechs wirkmächtige Denker, denen eine vertrackte Verstrickung mit der Realpolitik ihrer Zeit nachgesagt wird. Die einen dienten sich dem Nationalsozialismus an, die anderen setzten Hoffnungen auf ein kommunistisches Welterlösungssystem. Jeweils geht es um eine Radikalität des Denkens, die handfest und konkret eingreift oder eingreifen will. Obwohl dieses Buch im Original bereits 2001 erschienen ist (nicht nur die Fußnoten zeigen, daß es sorgfältig aktualisiert wurde); obwohl es sich auch damals bereits um einen aufgefrischten und verfeinerten Aufguß aus diversen Rezensionen Lillas für *The New York Book of Reviews* handelte; obwohl dem Autor einige grobe Fehler unterlaufen (im Kapitel über Carl Schmitt fast unverzeihliche); obwohl Lilla statt von »Kriegsende« als reiner Zeitmarke durchweg von »Befreiung« spricht; obwohl er die wissenschaftlich unseriöse Vorsilbe »Nazi-« ausgiebig nutzt; obwohl jedes einzelne Kapitel für sich genommen dem Fachmann auf dem jeweiligen Gebiet wenig Neues beibringt; obwohl man weitere Porträts zu ähnlich verstrickten Personen (Sartre! Lukács! Erst recht die deutsche Linke um 1968!) vermißt: Es ist ein kluges, denkwürdiges, empfehlenswertes Buch, wofür neben einer einnehmend eleganten Sprache (Übersetzung: Elisabeth Liebl) nicht zuletzt das einrahmende Vor- und Nachwort sorgen. Lilla steht einerseits nicht an, die – so sagt man heute – »menschenfeindlichen« Einlassungen etwa eines Michel Foucault zu verbrämen. Foucault, der Maoistischen Proletarischen Linken angehörig, überholte den damaligen Führer der Maoisten noch links, indem er sogar dem Ruf nach Volksgerichtshöfen eine Absage erteilte: Aufgabe des Staats sei nicht, ein formales Gericht einzuberufen, sondern die Massen so zu erziehen, daß sie instinktiv wüßten, welche Art Mensch getötet werden müsse. Lilla benennt ebenso klar die wüsten Zersetzungsabsichten eines Derrida, er weist auf das tönende Schweigen Benjamins zu Stalins Terror hin, genauso wie er Schmitts antisemitische Knittelverse kennt. Und dennoch schwingt in Pro- und Epilog ein leises Bedauern mit, daß radikal revolutionäres wie konterrevolutionäres Denken heute passé sind. Er sieht nurmehr »Ersatzlinke« (die den Menschen aus allen traditionellen Verpflichtungen und Normen lösen wollen) und »Ersatzrechte« (die statt auf Autorität und Tradition auf freien Warenaustausch pochen) am Werk. Die Intellektuellen hätten sich verkrochen, »sie sind stumm, selbst wenn sie sich zu Wort melden.« Daß Lilla heute allenthalben ein »libertäres Dogma« am Werk sieht, ist wohl seiner angelsächsischen Perspektive geschuldet. Lillas einprägsames Nachwort »Die Verlockung von Syrakus«, anspielend auf Platons Versuche, im dekadenten Syrakus eine gerechte Herrschaft zu etablieren, läßt das Buch mit einer zeitgemäßen Parabel enden. Wie schrieb Kojève 1950 an Leo Strauss (und zwar in kühler Klaglosigkeit): »Im letzten Staat kann es keinen ›Menschen‹ mehr geben im Sinne eines historischen Menschen. Der ›gesunde‹ Automat ist zufriedengestellt (durch Sport, Kunst, Erotik etc.). Der Tyrann wird zum Verwalter, ein Geist in der Maschine, von Automaten für Automaten gemacht.«

Ellen Kositza



Die Reform der Reform

Marc Stegherr: *Die Renaissance der katholischen Tradition. Die Reform der Reform Benedikts XVI. und die Gemeinschaften der Tradition,* Mainz: Patrimonium 2015, 603 S., 29.80 €.

Zu den wichtigen Entscheidungen während des Pontifikats Benedikts XVI. gehören das Motu proprio »Summorum Pontificium« über die Feier der heiligen Messe im klassischen Ritus und die Aufhebung der Exkommunikation der Bischöfe der Priesterbruderschaft Pius X. Diese Weichenstellungen besitzen eine lange Vorgeschichte, die bisher noch nicht zusammenhängend und in wissenschaftlicher Art und Weise aufgearbeitet worden sind. Der Slawist und Politik-

wissenschaftler Marc Stegherr hat nun in einer fundierten, quellen- und faktengesättigten Darstellung das Desiderat behoben.

Die Liturgiereform der 1960er Jahre verlief größtenteils vor bilderstürmerischem Hintergrund. Viele herkömmliche Altäre, ja selbst über Jahrhunderte bewährte Formen des Liturgischen erschienen nunmehr unzeitgemäß. Großartige Glaubensschätze verschwanden binnen kurzem. Gegen diesen Traditionsbruch regte sich aber auch Widerstand, den besonders die 1970 entstandene Priesterbruderschaft Pius X. artikulierte. Akribisch arbeitet der Verfasser die genauen Gründe der Auseinandersetzung mit Erzbischof Lefebvre und seinen Anhängern heraus. Diese Abspaltung blieb für den damaligen Kurienkardinal Ratzinger eine offene Wunde. Erfreulicherweise entstanden seit den späten 1980er Jahren etliche konservative Gruppierungen innerhalb der Amtskirche, etwa die Priesterbruderschaft St. Petrus und das Institut Christus König.

Die Aussöhnung mit der Piusbruderschaft erweist sich trotz des generösen Aktes des damaligen Papstes als schwierig, was nicht zuletzt mit der Ernennung des früheren Regensburger Bischofs Gerhard L. Müller zum Präfekten der Glaubenskongregation zusammenhängt. Die vollständige Integration der Piusbruderschaft in die Kirche wird, wenn sie überhaupt erfolgt, noch einige Zeit auf sich warten lassen. Noch keine Kenntnis konnte Stegherr von Papst Franziskus' Entgegenkommen haben, indem jener im September 2015 das von Piuspatres abgenommene Beichtsakrament für »gültig« erklärte.

In seinem Schlusswort gibt Stegherr seiner Hoffnung Ausdruck, dass das Pontifikat des 2013 zurückgetretenen Kirchenoberhauptes einmal als »großes« herausgestellt werden wird. Daß eine solche Schrift nicht von einem Theologen oder kirchenamtlichen Vertreter verfaßt wird, sondern von einem traditionsverbundenen Gelehrten, der Laie ist, spricht Bände und wirft ein Schlaglicht auf die Situation von Theologie und Kirche. Man merkt jeder Zeile an, wie wichtig dem Verfasser die Renaissance von Liturgie, Glaube und Kirche aus dem Ursprung heraus ist.

Felix Dirsch

Mythos Israel

Ilan Pappe: *Die Idee Israel – Mythen des Zionismus* (= *LAIKAtheorie,* Bd. 56), Hamburg: Laika 2015. 375 S., 21 €

Der Hamburger Laika-Verlag stellt einmal mehr unter Beweis, daß er auf dem deutschen Buchmarkt die Heimat der klugen Zionismuskritik ist. Fern vom einfältigen Antizionismus linksdogmatischer Sekten (oder auch altrechter Schwarz-Weiß-Maler) bietet das marxistische Haus Autoren wie Moshe Zuckermann, Moshe Machover und Ilan Pappe einen Publikationsort. Vor allem Pappes nun in deutscher Sprache vorliegendes Werk *Die Idee Israel* hat es in sich, denn seit Zeev Sternhells Grundlagenwerk *The Founding Myths of Israel* (1999) ist nicht mehr so luzide, so unaufgeregt, so kenntnisreich über Palästina, Israel und den Zionismus als wirkmächtige Ideologie geschrieben worden wie in diesem Buch. Es gibt gleichwohl mehrere Unterschiede zwischen den beiden Leuchttürmen der Zionismus-Forschung: Pappe ist noch konsequenter in seiner Verurteilung expansiver und chauvinistischer Ideologeme innerhalb des israelischen Nationalismus; er geht somit über Sternhell hinaus. Und: Beide Autoren sind Wissenschaftler, aber Pappe schreibt dabei ein Stück weit persönlicher. Der in Exeter lehrende Politikwissenschaftler untersucht die dem Staat Israel zugrunde liegende Idee – verkürzt: die Schaffung eines homogenen jüdischen Staates mit hegemonialer Stellung in der Region – akademisch, fügt aber *sine ira et studio* persönliche Erfahrungen mit dem israelischen Wissenschaftsbetrieb sowie mit Künstlern, Journalisten und Politikern an.

Pappes Werk ist ideenpolitisch ausgelegt, prüft und weist aber stets nach, welche Ideen und Mythen konkrete realpolitische Wirkung entfalten. Er dekonstruiert dabei zuallererst den für alle zionistischen Spielarten konstituierenden »Mythos vom leeren Land für ein landloses Volk«. Palästina war selbstredend nicht »leer«, sondern von Arabern bewohnt, die aber als vernachlässigbarer Faktor betrachtet wurden (und werden). Pappe sieht den Beginn der Herabwürdigung einer ganzen Volksgruppe zu Beginn des 20. Jahrhunderts greifen, als eine erste Siedlergeneration das historische Heimatland erreichte. Bereits damals wurde der Grundstein für eine bis heute andauernde Geschichte der Diskriminierung gelegt, die eine frappierende Kontinuität des Araberhasses innerhalb der jüdischen Siedlergemeinden des 20. und 21. Jahrhunderts nahelegt. Pappe konstatiert im Hinblick auf die Behandlung der ansässigen arabischen Bevölkerung durch Generationen von Neuankömmlingen – nicht zuletzt manifest in israelischen mythenbildenden Filmen über die Genese des Staates – »eine Kombination aus rassistischem Überlegenheitskomplex und pathologischem Haß«. An späterer Stelle zeigt Pappe, daß die Diskriminierung nicht nur Araber (also christliche und muslimische Palästinenser) trifft, sondern daß auch das israelische Volk ein zutiefst gespaltenes ist: Er verweist auf eine Hierarchie des ethnischen und sozialen Abwertens innerhalb der ohnehin stark fragmentierten jüdischen Gesellschaft. Derart energische Urteile erschweren Pappes Stand in der israelischen universitä-

ren Forschung und darüber hinaus in weiten Teilen der israelischen Gesellschaft ungemein; mit seiner vorurteilsfreien, aber apodiktischen Haltung zählt er zu einer kleinen intellektuellen Minorität. Deren meist universitäre Protagonisten – »Antizionisten« und »Postzionisten« – stellt Pappe in werkbiographischen Exkursen der europäischen Leserschaft vor (von Uri Avnery bis Ilan Halevi) – wohl auch, um den entstehenden Eindruck zu widerlegen, Israels Intelligenz wäre ein monolithischer (prozionistischer) Block.

Denn die Annahme einer einheitlichen Stoßrichtung aller Israelis ist ebenso ein Mythos des Zionismus wie die Frontstellung »Wir« gegen den »Rest« der Welt. Pappe weist nach, das dieses identitätsstiftende Narrativ von den sich selbst schützenden Israelis gegen eine von Anfang an feindliche Umgebung (inklusive der Weltpolitik) vor allem dem Schließen der eigenen Reihen und der Setzung selektiver Geschichtsschreibung dient. Tatsächlich entfaltet Pappe ein Panorama israelischer Historie – mit den wichtigsten Zäsuren 1948, 1967 und 1994 –, das mit dem ehernen Gründungsmythos und weiteren fundamentalen Legenden des Zionismus nicht viel gemein hat.

Für die Zukunft eines friedlichen Nebeneinanders von Israel und den Palästinensergebieten spendet Pappe wenig Hoffnung. Zu stark die neozionistische Vision, die von Siedlern, Nationalreligiösen und säkularen Nationalisten gleichermaßen geteilt wird; zu stark die Sehnsucht nach der einigenden Kraft durch neozionistische Vereinfachung komplexer gesellschaftlicher und politischer Prozesse; zu stark schließlich die mythische Wirkung nationalchauvinistischer Theoreme in offiziöser israelischer Geschichtsschreibung und Medienwelt. Zu guter Letzt kann mit Pappe auch die derzeitige israelische Aggression gegen das säkulare Syrien begründet werden: Die direkte Stärkung neofundamentalistischer Terrorgruppen wie der Al-Kaida-Filiale »Nusra-Front« sorgt dafür, daß aus dem Staatszerfall Syriens ein neuer »islamischer Dämon« (Pappe) hervorgeht. So könne Israel auch zukünftig einen weiteren liebgewonnenen Mythos pflegen: Jenen von Israel als »Hort der Stabilität« inmitten arabisch-muslimischer Barbarei.

Benedikt Kaiser

Etiam si omnes …

Michael Pauen, Harald Welzer: *Autonomie. Eine Verteidigung,* Frankfurt a.M.: S. Fischer 2015. 336 S., 19.99 €

Die Volkswagenstiftung hat zwei Forschungsprojekte (zu »Autonomie« und zu »Prosozialem Verhalten«) gefördert, und es wirkt ein bißchen so, als habe man Harald Welzer geködert, aus den Ergebnissen ein ganzes, publikumstaugliches Buch mitzuformulieren. Nicht umsonst hat Welzer eine Professur für »Transformationsdesign« inne. Und wer, wenn nicht er, könnte das: Aus ein paar Resultaten Thesen zu formulieren, die gescheit und prägnant klingen und darüber hinaus »Aktualität« beanspruchen? Zur Seite gestellt wurde dem Tausendsassa Welzer Michael Pauen, Philosophieprofessor an der (Achtung Autonomie!) »Berlin School of Mind and Brain«.



In fünf Kapiteln, die in deutlich unterschiedlicher Weise klären, informieren und zuspitzen, werden für den Leser der Autonomiebegriff, seine Geschichte, empirische Erkenntnisse, seine Aktualität und seine Verteidigung durchdekliniert. Man liest es mal gelangweilt, mal gespannt, fühlt sich teils in den Oberstufenkurs »Ethik« versetzt, teils vor den Pult eines überroutiniert vortragenden Professors (»wie bereits gesagt …«), dann aber auch wieder begriffen in entscheidende Fragestellungen.

Autonomes Handeln ist selbstbestimmtes Handeln, ein Tun und Lassen nach eigenen Prinzipien, auch gegen Widerstände. Gegenbegriffe wären Anomie (zielloses Handeln) und Heteronomie, also Konformismus. Die konforme Persönlichkeit, so stellen die Autoren heraus, beugt sich ohne offenkundigen (etwa physischen, diktatorischen) Druck Erwartungen, und zwar solcher Art, daß oktroyierte Wünsche und Überzeugungen übernommen werden, ohne daß sich die Person dessen bewußt wird. Die massenhaft frequentierten »sozialen Netzwerke« und ihre Dynamiken sind ein gutes und hier gern zitiertes Beispiel, wie Konformismus inhaltlich und formal in einer Demokratie (die theoretisch auf »autonome« Teilhabe baut) magnetisch wirkt. Einerseits ist Kooperation und damit auch Konformität ein basaler sozialer Mechanismus – wer sich durch stringentes »Anderstun« hervortut, stellt sich außerhalb der Gesellschaft, er handelt a-sozial. Kooptierendes Handeln ist meist überlebenstauglich. Gegenbeispiele finden sich in Ernstfallsituationen, etwa im sogenannten Bystander-Effekt: Wenn bei einem Unfall oder kriminellen Übergriff mehrere Personen anwesend sind, sinkt die Wahrscheinlichkeit, daß einer helfend eingreift. Ein neurowissenschaftliches Experiment spitzte die Lage derart zu, daß konformes Verhalten sogar bereits in der Wahrnehmung (also vor dem Handlungsimpuls) greift. Steht die Gruppenmeinung dem eigenen Augenschein entgegen, folgt schon der visuelle Verarbeitungsprozeß dem Schwarm – außer bei jenen wenigen, die als »hochautonom« disponiert sind. Im banalsten Experiment: Sagen neun (heimlich Eingeweihte), daß Balken b) der kürzeste ist, obwohl dies offenkundig auf Balken c) zutrifft, werden die meisten Probanden ent-

gegen dem Augenschein der Gruppenmeinung folgen. Welzer und Pauen weisen auch auf ein modernes Paradoxon hin: »Wenn es in einer hochindividualisierten Gesellschaft viele Menschen vorziehen, sich für nonkonformistisch zu halten, kann das paradoxerweise gerade aus Gründen der Konformität geschehen.« So könnte es kommen, daß ein neuer Totalitarismus »gar nicht in Uniform auftritt«, sondern sich innerhalb des verfassungsgemäßen Rahmens der freien Gesellschaft ausbreite. Die heutige Herrschaftsform sei demokratisch, während die »sozialen Verkehrsformen« bereits erste Merkmale des Totalitären zeigten – hingegen habe es im Nationalsozialismus noch Nischen der Intimität gegeben, obgleich die Herrschaft totalitär war. Genannt wird für die Gegenwart das Phänomen der »shifting baselines«: Unsere eigenen Wahrnehmungen justieren sich stets gemäß dem Wandel der Gesellschaft. Welzer nennt hierzu ausdrücklich die »rituelle Macht des nachholenden Widerstands« – ausgeübt von Leuten, die heute statt gegen aktuelle Bedrohungen gegen das aufbegehren, was vor einem Dreivierteljahrhundert geschehen ist. Es gibt soziale Dynamiken und Prozesse, die gleichsam der individuellen Kontrolle entzogen sind. Autonomes Handeln kostet heute kaum weniger als gestern. Die Probe nach theoretischer Selbsteinschätzung, auch das zeigt das Buch entlang empirischer Studien, gilt nicht: Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.

Ellen Kositza

Enteignungen auf Eis

Johannes Ludewig: *Unternehmen Wiedervereinigung. Von Planern, Machern, Visionären,* Hamburg: Osburg 2015. 288 S., 22 €

Die Wiedervereinigung Deutschlands kam 1990 wie eine Sturmflut über die Verantwortlichen in Bonn und Ost-Berlin. Unter dem Druck von Hunderttausenden DDR-Bürgern, die nach der Öffnung der Mauer drohten, in den Westen abzuwandern, wenn sich nicht umgehend etwas Entscheidendes im geteilten Deutschland ändere, erkannte vor allem die politische Klasse im Westen endlich, daß die DDR nicht mehr zu stabilisieren war. Die Einheit mußte schnell kommen, der Anfang mit einer Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion gemacht werden. Pläne für diesen Fall gab es nicht. Der Forschungsbeirat für Fragen der Wiedervereinigung Deutschlands, der als Gremium von Fachleuten einst entsprechende Pläne ausgearbeitet und laufend aktualisiert hatte, war 1975 im Zuge der neuen Ostpolitik aufgelöst worden. Das sollte ein beruhigendes Zeichen an die SED-Führung sein, an dem auch die Bundesregierung Kohl nach 1982 nichts änderte.



Johannes Ludewig, der Autor des hier anzuzeigenden Buches, betont zu Recht, daß 1990 und später unter Zeitdruck improvisiert werden mußte. Es gab keinen Präzedenzfall einer Vereinigung kommunistischer und marktwirtschaftlich-kapitalistischer Systeme. Ludewig, der als Fachmann für Wirtschaftspolitik seit 1983 dem Bundeskanzleramt angehörte und sich dort nicht intensiv mit den Verhältnissen in der DDR beschäftigen mußte, avancierte nun zu Kohls »rechter Hand« bei der Vorbereitung der Wirtschafts- und Währungsunion zum 1. Juli 1991. Später war er verantwortlich für den weiteren »Aufbau Ost«. Wer sich einen Überblick über die Fülle der dabei zu lösenden Probleme und die Überlegungen der Akteure, Beamte und Politiker, verschaffen will, ist mit dem Buch gut bedient. Daß vor allem Kohl in einem milden Licht erscheint, versteht sich von selbst, das Opfer der Deutschen Mark, um den französischen Präsidenten Mitterand für die deutsche Einheit zu gewinnen, wird nicht angesprochen. Der 1991 von der RAF ermordete Präsident der Treuhandanstalt Detlev Rohwedder wird gelobt, ebenso der aus der DDR stammende spätere Bundesminister für Verkehr Günther Krause. Die Umstände von dessen nicht ganz freiwilligem Ausscheiden aus der Politik im Jahre 1993 werden weder analysiert noch bewertet.

Ein Kapitel widmet Ludewig den »offenen Vermögensfragen und Alteigentümern«, die er »Fast-Stolpersteine« nennt. Es geht dabei um die Enteignungen unter sowjetischer Regie zwischen 1945 und 1949 sowie um Enteignungen durch die DDR nach 1949. In letzterem Falle verständigte man sich auf den Vorrang der Rückgabe vor finanzieller Entschädigung, was sich anfangs als Investitionshindernis erwies. Bei der Bodenreform von 1946 setzte sich die DDR-Seite durch, die keine (weitere) Enteignung der etablierten Neubauern wünschte. Warum sich jedoch die Bundesrepublik bis heute nicht entschließen konnte, wenigstens den jetzt im Staatsbesitz befindlichen Grundbesitz zurückzugeben, erörtert auch Johannes Ludewig nicht.

Detlef Kühn



Das Gefühl, überall Nazis zu sehen

Lukas Hammerstein: *Die Guten und das Böse. Deutschlandessay* (= *Fröhliche Wissenschaft,* Bd. 55), Berlin: Matthes & Seitz 2015. 204 S., 15 €

Die Auseinandersetzung mit der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit in Deutschland kann einem Schriftsteller eigentlich nur um die Ohren fliegen. Das hat man besonders plastisch am Beispiel Martin Walsers ge-

sehen, doch auch die »moralische Instanz« Günter Grass geriet so ins öffentliche Fadenkreuz (vgl. *Sezession* 66). Lukas Hammerstein, immerhin im Erstberuf Jurist, hat bei Matthes & Seitz Berlin deshalb zur Sicherheit einen ziemlich freischwebenden Essay veröffentlicht.

Genauer gesagt: einen »Deutschlandessay«. Hammerstein betont gleich zu Anfang, der Moralismus der Deutschen reize ihn seit langem. Das heischt Zustimmung, auch wenn sein Objekt der Ablehung im Laufe der Zeit sehr unterschiedliche Gestalten angenommen hat. 1958 in Freiburg geboren und mit einem Onkel versehen, der vor seiner Entfremdung kurzzeitig der Weißen Rose nahegestanden habe, bekennt er sich freimütig zu seiner Gemütslage Mitte der 1970er Jahre: »Das Gefühl, überall Nazis am Werk zu sehen, ließ mich nicht mehr los, kaum daß ich erwachsen war.«

Hammersteins Betrachtungen der deutschen Befindlichkeit bewegen sich zwischen judikativen Festpunkten: dem Prozeß gegen Adolf Eichmann in Jerusalem 1961 und jenem gegen John Demjanjuk in München 2009ff. Beide Gerichtsverfahren lösten – wie auch dazwischen liegende Ereignisse à la deutsche *Holocaust*-Erstausstrahlung 1979 – Wenden in der Vergangenheitsbetrachtung aus; das Buch spürt vor allem ihren ästhetischen und politischen Niederschlägen nach.

Diese stellten nach Hammersteins Beweisführung jeweils Umbewertungen »des Bösen« an sich dar. Unabhängig von der historischen Auseinandersetzung hätten diese es »den Deutschen« ermöglicht, sich schrittweise selbst zu remoralisieren, so daß (konkret im Beispiel der Schröderschen Weigerung, am Dritten Golfkrieg teilzunehmen) heute »der Friede als ein Meister aus Deutschland« erscheine. Gegen einen solchen Neomoralismus und »hypermoralische Scheindebatten« wie in unseren täglichen Polittalkshows richtet Hammerstein seine 15 Seiten lange »Kritik der sentimentalen Vernunft«, unter anderem mit einer genüßlichen Abkanzelung des Ehepaars Mitscherlich und ihrer Unfähigkeit zu trauern.

Daß der Autor einleitend den NSU-Prozeß zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen (über »Meine Schuld«) macht, kann man da ruhig hinnehmen. Ebenso kühne Behauptungen wie die, daß heute kein Mensch, »von alten und neuen Faschisten abgesehen«, Judenwitze machte – was Salcia Landmann und Oliver Polak glatt leugnen würden. Und immerhin gesteht Hammerstein ein, daß er sich mit seinem negativen NS-Fetisch »manchmal komisch vor(gekommen)« sei, dessen »böser Virus« ihm »das fiebrige Gefühl gab, gut zu sein«. Doch entschuldigt das nicht die mehreren Stellen, in denen er etwa behauptet, es hätten »quasi wir die alliierten Bomber gerufen« – der voreilige »Sündenstolz« (H. Lübbe) bricht sich eben manchmal noch Bahn. Hammerstein ist sein eigener Untersuchungsgegenstand.

Nils Wegner

Advokaten der Entwurzelung

Guido Giacomo Preparata: *Die Ideologie der Tyrannei. Neognostische Mythologie in der amerikanischen Politik,* Berlin: Duncker und Humblot 2015. 311 S., 35.90 €.



Ausgangsbeobachtung und Fragestellung des Buches von Preparata sollte man durchaus zur Kenntnis nehmen: Wie kommt es, daß die gegenwärtige expansive Ausrichtung der US-Politik weder seitens der Linken noch des akademischen Mainstream-Milieus Widerspruch erfährt? Die akademische Interpretation der Ereignisse seit 9-11 konvergiert nach der Diagnose des Autors weitgehend mit der Sicht der US-Administrationen. Preparata liefert dafür ein anspruchsvolles Herleitungskonstrukt, das schärferer Prüfung nur in Teilen standhält: Er konstatiert zu Recht, daß die akademische Ausrichtung der Humanwissenschaften in der westlichen Welt von einem postmodernen, subjektlosen Differenzdenken überlagert werde, das nur noch relative Diskurse kenne und insofern unfähig zu grundlegender Besinnung auf das politisch Tunliche sei. Zu den Stärken des Buches gehört die Dekonstruktion von Foucaults Ansatz: Preparata zeigt kenntnisreich, daß Foucault als Schlüsselfigur der Postmoderne eine Lightversion des erotomanischen, machttheoretischen Projekts von Georges Bataille liefert. Im Hintergrund stehe einerseits der Traum von einer ungehegten dionysischen Machtentfaltung jenseits der Moral, andrerseits eine gnostisch abstrakte dualistische Weltsicht. Foucault transponiere dieses barbarische Konzept in den akademischen Diskurs. Der Verteidiger des Wahnsinns Foucault mache sich damit zugleich zum Advokaten eines Bildersturms, der die europäischen Werte entwurzle und zu einer umfassenden Orientierungslosigkeit beitrage. Foucaults Plädoyer, vor Ort!, für die islamische Revolution in Teheran 1978 dient Preparata als Indiz dafür, daß der postmoderne linke Intellektuelle sich letztlich jeder Zeitgeistströmung anpaßt.

So ungewöhnlich eindeutig und scharf diese Postmodernekritik ausfällt, so überzeugend ist auch die Genealogie der »politischen Korrektheit« und der gängigen zynischen

postmodernen Zeitdiagnosen aus dem Focaultschen Geist angelegt.
Auf eine schiefe Bahn gelangt Preparatas Gedankenführung allerdings, wo er neben der »linken« eine »rechte« Postmoderne diagnostiziert: ihre Exponenten sind in seiner Sicht Ernst Jünger, der große Platon-Philologe Leo Strauss, vermeintlicher Ahn der US-amerikanischen »Neocons«, und Heidegger. Auf diesem Terrain ist der Verfasser aber gar nicht zuhause. Jünger liest er als einen Bataille von rechts, ohne Musikalität für Jüngers stoisches Ethos; bei Strauss und Heidegger begnügt er sich, in offensichtlicher Unkenntnis ihres Denkansatzes, mit groben Verunglimpfungen. Gezeigt werden soll: Diese »rechte« Postmoderne ist genauso systemstabilisierend wie die linke. Der Postmoderne-Begriff wird damit in einer Weise inflationär gebraucht und aus seinem Kontext gerissen, daß er nichts mehr erklärt. Erhellend ist Preparatas abschließender Exkurs über die Weltmachtpolitik der USA im vergangenen Vierteljahrhundert. Golfkrieg und »Kampf gegen den Terror« waren nur möglich in einem Ambiente, das alle intellektuelle Widerstandskraft eingebüßt hat. Daran dürfte etwas Wahres sein. Preparata will aber zu viel: Er möchte eine große intellektuelle Intrigengeschichte und denkerische Weltverschwörungshypothese nachzeichnen, die letztlich auf zu dünnem Fundament errichtet ist. Beließe er es bei der Dekonstruktion der Dekonstruktivisten, hätte er mehr geleistet: Die Unkultur eines dominierenden Denkstils, dessen Exponenten häufig nicht wissen, was sie tun, sich damit aber ihre Stellen sichern, ist desaströs genug. Preparatas eigene Perspektive ist dabei sehr amerikanisch: Er beruft sich auf die Bildungsidee Thorstein Veblens, die er als Gegenmittel gegen den Wallstreet-Kapitalismus und ein überzogenes »America First« anruft, als Philosophie der Freiheit gegen den Geist der Tyrannei. Dies scheint ein wenig dürftig. Man sollte auch nicht übersehen, daß das Buch in der Originalausgabe 2007 erschienen ist. Eine Aktualisierung für die deutsche Übersetzung wäre dringend erforderlich gewesen.

Harald Seubert

Es wird heiß

Joachim Feyerabend: *Das Abendland als Kalifat. Jahrhundertziel des Islam für Europa,* Reinbek/München: Lau 2015. 170 S., 18 €

Neues von der Islamisierungsfront, die rasant an Stärke zunimmt! So könnte man diese neue Veröffentlichung schlagwortartig betiteln. Joachim Feyerabend läßt einen dezidiert christlichen Hintergrund erkennen. Daher räumt er den kulturellen Aspekten einen größeren Stellenwert ein als dem – von den Identitären besonders betonten – Gesichtspunkt des migrationsbedingten Bevölkerungsaustausches. Der Publizist erinnert an die weltweite Christenverfolgung und thematisiert den zunehmenden Verlust der christlichen Identität in den Ländern des sogenannten Abendlandes. Vor dem Hintergrund einer solchen Diagnose geht Feyerabend bekannten Fakten nach. Der Islam ist in der Tat eine »heiße Religion« (Rüdiger Safranski). Das zeigt sich unter anderem in einem stärkerem Bevölkerungswachstum, das zusammen mit der immer massiveren Einwanderung erhebliche Konsequenzen nach sich zieht. Islamistische Strategen können angesichts dieser Entwicklung durchaus realistische Pläne schmieden, die europäischen Länder in einem »langen Marsch«, den der Verfasser beschreibt, zu übernehmen. Beispiele für die spürbare Überlegenheit der Islamisten und ihres religiösen Hintergrundes werden von Feyerabend in Hülle und Fülle präsentiert, besonders im Abschnitt über »Schattenjustiz«.



Komplementär dazu problematisiert er die Schwächen des Westens, vornehmlich dessen Auszehrung durch Entchristlichung und durch die bloße Dominanz eines seelenlosen Konsumismus. Symbol für diese Prozesse ist die explodierende Zahl der Moscheen sowie die gleichzeitig schrumpfende Menge an Kirchen.
Mehr als bloß unterschwellig ist spürbar, daß Verlag und Verfasser danach trachten, die artige Mitte nicht zu verlassen. So heißt es, die durch militante Islamisten erzeugten Bedrohungen riefen Ängste hervor, die den »rechten Untergrund« schürten. Was damit gemeint ist, wird nicht erläutert. Die wohl beabsichtigte Anspielung auf das NSU-Phantom ist eher schlecht gelungen. Die »Hogesa«, von der man seit den Aktionen im Herbst letzten Jahres nur noch wenig hört, wird pauschal als »gewaltbereit« abgekanzelt, was deren Vorgehensweise nicht entspricht. Wo Rechtsextreme einen Bürgerkrieg heraufbeschwören, den sie mangels Masse gar nicht zu führen imstande wären, bleibt Geheimnis des Verfassers. Insinuieren lässt sich freilich viel. Polemik werde nicht betrieben, heißt es am Anfang ausdrücklich. Dieses Versprechen wird im Text eingelöst.
Fazit: Auf manches Wissenswerte wird hingewiesen. Der Duktus ist verständlich, die Botschaft klar und eindringlich formuliert. Ganz ohne Hasenfuß-Attitüde, die auch im letzten Kapitel über den »Umgang mit dem Islam« deutlich wird, geht es jedoch nicht. Bloß nicht »Panikmacher« (Patrick Bahners) sein wie Thilo Sarrazin oder Heinz Buschkowsky! Immerhin schafft es der Autor, Wasser in den vermeintlichen Wein der schädlich-infantilen Willkommenskultur zu gießen. Für die Rolle eines Spielverderbers im semioffiziösen Bereich der Islamkritiker reicht es allemal.

Felix Dirsch

AKTUELL



ISBN 978-3-902732-44-6
Werner Mäder
DIE ZERSTÖRUNG DES NATIONALSTAATES
AUS DEM GEIST DES MULTIKULTURALISMUS
80 Seiten, brosch.
€ 9,95

Das Verdienst des europäischen Nationalstaates der Neuzeit war es, den Einfluss indirekter Gewalten zu neutralisieren, Frieden im Innern zu schaffen und mit sozialen Errungenschaften zum wirtschaftlichen Wachstum und relativen Wohlstand beizutragen. Diese Epoche ist vorbei. Die politische Klasse in Deutschland und Österreich betrachtet den Nationalstaat offenbar als Auslaufmodell und betreibt dessen Schwächung. Das geschieht insbesondere durch die Förderung eines Massenzustroms großteils kulturfremder Zuwanderer. Dieser Zustrom untergräbt die Solidarität, löst den Staat allmählich auf und bringt eine amorphe Bevölkerung hervor. Eingebettet in die supranationale Organisation Europäische Union, drohen sich die Staaten Europas in eine Weltgesellschaft aufzulösen, in der keiner dem anderen verantwortlich ist und eine weitgehend anonyme Finanzoligarchie den Ton angibt.
Die sich hier aufbauenden Gegensätze drohen bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen zur Folge zu haben. Das Todesurteil für den Nationalstaat ist jedoch noch lange nicht gesprochen.



ISBN 978-3-902732-39-2
Johannes Rogalla von Bieberstein
SCHWULENKULT UND FEMINISTISCHER
GESCHLECHTERKAMPF
Wie der „sex-positive" Geschlechterkrieg
Kirche und Gesellschaft verändert
144 Seiten, brosch.
€ 14,95

Der Autor versucht die Hintergründe des Ideologieprojektes „Gender Mainstreaming" sowie des Kultes um das „Schwulsein" oder andere Formen der Sexualität aufzuhellen. Er zeigt auf, wie sich die Diskussion um diese Fragen, die sexuelle Minderheiten als Hebel zur Veränderung angeblich diskriminierender gesellschaftlicher Verhältnisse nutzen, zunehmend radikalisiert. Auf Resonanz stoßen diese Anliegen auch in den christlichen Kirchen – vor allem in der evangelischen Kirche, wie der Autor anhand von etlichen Beispielen aufzeigt.

Ausflüchte

Das alte *Kursbuch,* 1965 von Hans Magnus Enzensberger gegründet, zeigte als intellektuelles Diskursorgan der Neuen Linken, wo's langging. Zu halten war der Kurs irgendwann nicht mehr. Nach mehrjähriger Pause hatte der Hamburger Murmann-Verlag 2012 das Projekt neu aufleben lassen – nun mit diffusen Richtungsangaben. Das eigentliche *Kursbuch* ist ein Verzeichnis von Fahrplänen für ein bestimmtes Gebiet und einen bestimmten Zeitraum. Das aktuelle *Kursbuch* 183 hat »Wohin Flüchten?« als Titelfrage und enthält sich vertrauenswürdiger Prognosen über Dauer und Fahrgastzahl der ausflüchtig Reisenden. Allein der Kurs ist klar: Gen Deutschland! Wenn nicht Schweden! Herausgeber Armin Nassehi ignoriert diese Zielrichtungen geflissentlich. Einem Rom, einem Juden in Ungarn, einem IS-Flüchtigen stelle sich die Frage »Wohin?« kaum, schreibt Nassehi. Übergroße QRT-Codes im Wickelumschlag der Zeitschrift verweisen auf ganz persönliche Flüchtlingsschicksale, auf die Sehnsucht nach »Teilhabe« und danach, endlich Gefühle zeigen zu können. Andere Heftbeiträge weisen nach, warum Deutschland kein guter Ort für Folteropfer ist (zuwenig Zentren für die psychiatrisch- psychotherapeutische Behandlung von Traumatisierte aus anderen Kulturen); warum Abschiebungen ein Gewaltakt sind; und wie sehr in Europa Xenophobie wütet. Sehr lesenswert ist Alfred Hackensbergers Aufsatz »Der Tod als Waffe«. Hackensberger lebt in Tanger und hat sich unter die fluchtbereiten jungen Männer gemischt. Viele wollen Fußballprofi werden und reagieren empfindlich, wenn das Gegenüber skeptisch reagiert. »Der überwiegende Teil der Flüchtlinge sind keine akut Notleidenden. Sie nehmen sich einfach ihr Recht. (…) ›Europa muß uns helfen‹, sagen Ammadou und Kerdal in Tanger, als wäre dies das Normalste auf der Welt. Warum eigentlich?«

Das Einzelheft der Vierteljahreszeitschrift (192 S.) kostet 19 €; www.kursbuch-online.de

Im Osten geht die Sonne auf

Das mittelsächsische Leisnig ist nicht nur aufgrund seiner beeindruckenden Stadtanlage und wegen des Grabes von Ernst Jüngers Vater (der hier die Löwenapotheke leitete) einen Ausflug wert. Noch bis Anfang November zeigt eine Ausstellung auf Burg Mildenstein DDR-Plakate: Information, Propaganda, Kunst. Die Ausstellungsstücke haben sich während der Jahrzehnte eher zufällig aus Sammlerlust und Freaktum im Burgmuseum angehäuft, nun wurden diese Botschaften professionell geordnet und kundig aufbereitet. Zwischen 1945 und 1989 war das Plakat das wichtigste visuelle Informationsmittel in der DDR und diente vorrangig der sozialistischen Bewußtseinsbildung. In den ersten Nachkriegsjahren kam den Plakaten vor allem eine agitatorische Rolle zu. Später rückte zunehmend auch die künstlerische Gestaltung in den Vordergrund. In rund 200 Exponaten, an aufgestellte Litfaßsäulen geklebt, werden politische Plakate der Parteien und Massenorganisationen, Plakate zu Gedenk-, Feier- und Parteitagen ebenso gezeigt wie Theater- und Filmplakate, Produktwerbung von HO, Konsum und Exquisit, daneben Aufrufe zur Verkehrssicherheit, zum Arbeitsschutz und zur Erhaltung des Friedens und der Völkerverständigung.



Ausstellung »Im Osten geht die Sonne auf«, Burg Mildenstein in 04703 Leisnig, bis 1. November dienstags bis freitags 10 bis 17 Uhr.

Wilhelm II.

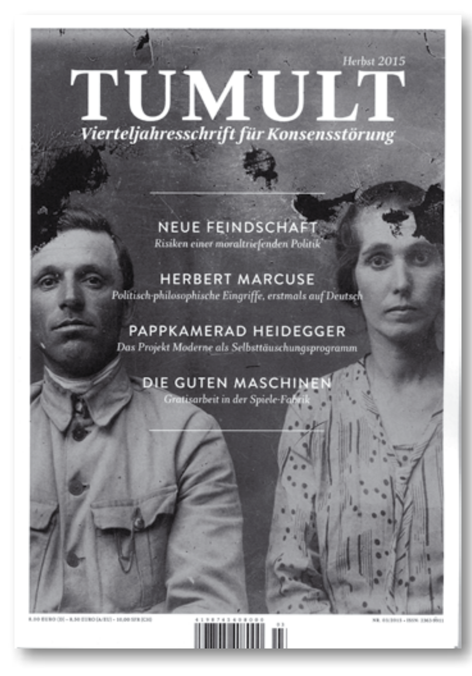
Die Revisionen, die bezüglich der angeblichen Alleinschuld Deutschlands am Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Verlauf des letzten Jahres zu vernehmen waren, müßten eigentlich auch das Bild des letzten Kaisers wieder etwas heller erstrahlen lassen. Denn immerhin hatten die Alliierten einstmals seine Auslieferung als Kriegsverbrecher gefordert. Doch bislang hat sich niemand bei uns dafür entschuldigt! So wird noch viel Aufklärungsarbeit nötig sein, um dem Kaiserreich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und die Mär vom militaristischen Obrigkeitsstaat zu erledigen. Dieser Aufgabe widmet sich seit vielen Jahren die Seite wilhelm-der-zweite.de, indem sie Informationen über das Kaiserreich bereitstellt, die den Interessierten auf den richtigen Weg führen und dem wikipediageschädigten Schüler ein Licht aufstecken soll. Dabei geht es vor allem um die entscheidenden Wendepunkte, die bis heute kontrovers diskutiert werden: War die sogenannte Hunnenrede des Kaisers wirklich ein Aufruf zum Völkermord? Oder: Was steckt hinter der sogenannten *Daily-Telegraph*-Affäre? Oder: Warum war das Kaiserreich der

erfolgreichste Staat der damaligen Zeit? Die Macher haben die Seite gerade einem gründlichen »Relaunch« unterzogen und sich dabei am »fortschreitenden Konservativismus« des Kaisers orientiert: Die inhaltliche Ausrichtung ist geblieben, das Erscheinungsbild und die Technik wurden auf den neuesten Stand gebracht.

Im Internet: www.wilhelm-der-zweite.de

Innereiendunst in Tumult

Die Herbst-Ausgabe von *Tumult – Vierteljahresschrift für Konsensstörung* eröffnet mit einem Zitat von Monika Maron: »Wir preisen die offene Gesellschaft und verweigern die offene Diskussion.« Aber ob Offenheit, selbst die ehrliche, eine Rettung wäre? Ist das Dialektik, oder ist es paradox? Die Herausgeber Horst Ebner und Frank Böckelmann sehen ihr (keineswegs nüchternes, sondern reichlich beschwingtes) Heft als »Ernüchterungsorgan«. Es erkenne in der Propagierung universeller Werte jene Quelle der Auslöschung des Anderen, Unvergleichlichen, Unzählbaren, das durch Universalisierung und Globalisierung vermeintlich geschützt und gefördert werden soll.« Großartig neben anderem: Ulrich Schacht über die »Genealogie der Macht Angela Merkels«, der einzigen CDU-Kanzlerschaft mithin, die von den Massenmedien interessanterweise nicht mit Jauchekübeln aus Häme, Haß und Hinterhältigkeit übergossen wurde. Siegfried Gerlich über Heidegger und den »Aufgang des Abendlandes«. Gerlich stellt fest, daß selbst hochgerüstete Nachkriegsankläger wie Lukács und Adorno Heidegger noch auf hohem polemischem Niveau begegneten, wohingegen sich die heutige »nachgerade populistische Infamierung Heideggers« sowohl aus dem Verfall philosophischer Kompetenz als auch aus der »Erbfeindschaft zwischen Philosophie und Demokratie« speise. Ernst Nolte schreibt über seine Begegnungen mit Heidegger. Peter Strasser philosophiert, durchsetzt von Mishima-Passagen (»Patriotismus«) über »Kunstverdruß«. Den zeitgenössischen Genußmenschen und Kunstzombies mit ihrem Hunger nach Kunstfleisch bescheinigt er olfaktorische, transzendentale und überhaupt geschmackliche Schwächen. Ritzen sich (als »Bonsai-Seppuku«) Gedichte auf den Leib, bilden ihre Kotvorführungen auf Fair-Trade-Papier ab, ekeln sich vor Innereiendunst, bevorzugen Mineralwasser und fühlen sich subversiv.



Die aktuelle *Tumult* (96 S.) kostet 8 €, ein Jahresabonnement (32 €) ist zu beziehen über tumultabo@gmx.at oder bei Frank Böckelmann, Nürnberger Str. 32, 01187 Dresden.

Blutdurst

Hingegen schier unauffindbar im elektronischen Netz ist die seit langem unter Kennern etablierte Zeitschrift *Deutsche Geschichte* aus dem Hause Druffel & Vowinckel. Die Sonderausgabe 2/2015 (zusätzlich zur Zweimonatsschrift erscheinend) widmet sich der Zäsur: »1945 – Europa zerstört am Boden«. Anläßlich des 70. Jahrestages des Endes des Zweiten Weltkrieges entreißt dieses Sonderheft das damalige Geschehen der Deutungshoheit staatlich bestallter Historiker. Dargestellt wird etwa die Konferenz von Jalta (1945) aus den offiziellen Dokumenten des US-Außenministeriums: Roosevelt bekennt hier, er sei mittlerweile »blutdürstig« hinsichtlich der Deutschen, und er hoffe, daß Stalin einen Trinkspruch auf die Hinrichtung von 50000 Offizieren der deutschen Armee ausbringen werde. Und Churchill: »Wir haben sechs oder sieben Millionen getötet und werden voraussichtlich noch eine Million töten, bevor der Krieg aus ist.« Stalin: »Eine oder zwei?« Churchill: »Oh, ich habe nicht die Absicht, dies irgendwie zu begrenzen.« Zwei weitere Artikel beschäftigen sich mit den Hinrichtungen der mit Deutschland kollaborierenden französischen und norwegischen Ministerpräsidenten Pierre Laval und Vidkun Quisling. Ein ausführlicher Beitrag von Gerhard Bracke widmet sich der Luftwaffe in der Reichsverteidigung 1945, also jenen Jagdverbänden, die defensiv gegen feindliche Bomber eingesetzt wurden. In der Literatur gilt diese Form der Luftabwehr weithin als aussichtsloses »Kamikaze«-Unternehmen: Die Qualität der Nachwuchspiloten litt unter dem Treibstoffmangel, zudem hatte die Führung eine Taktik befohlen (große Verbände wurden per Funk zu den feindlichen Pulks dirigiert), die gerade erfahrenen Jagdfliegern zuwider lief. Bracke verweist auf den einzigartigen Fall des Sturmführers Willi Strübing (der nicht einmal der Luftwaffe angehörte), der wenige Wochen vor Kriegsende noch seinen 24. und 25. Luftsieg erzielte. Strübing hatte gerade Nachwuchspiloten trainiert und nutzte die zufällige Gelegenheit, in das Geschehnis am Himmel einzugreifen.

128 Seiten mit über 100 Bildern, Dokumenten und Karten, vierfarbig, Großformat, kosten 14.80 €. Bezug: Druffel-&-Vowinckel-Verlag, Talhofstraße 32, 82205 Gilching, Tel. 08105 773 05 60.

Wach auf! dein Ziel ist in Gefahr!
Du gabst in bunten Träumerein
der Einsamkeit, was ihrer war –:
nun gib dem Leben auch, was sein.

Christian Morgenstern